

Hargen Thomsen

## **Der Schiffbrüchige der Zeit**

*Julien Green und seine Tagebücher*

*Ein Essay*

Der Bücher Lohn ist es, gelesen zu werden. Nichts trauriger als eine Bibliothek voller Bücher, deren Seiten nicht einmal aufgeschnitten sind, deren vertrocknete Einbände betrübt zärtliche Hände herbeisehnen, ohne die sie rissig werden, sich aufschürfen und ablösen vom entehrten Buch, das von all dem, was es wußte, nichts sagen durfte und vergessen stirbt.  
(20. August 1940)

Ich schreibe dies in der Wohnung, in der ich seit gestern wohne. Durch das große Fenster im Wohnzimmer sehe ich die gigantische Brücke, die sich über dem North River spannt; von Zeit zu Zeit fahren Schiffe vorbei, die mit Truppen beladen sind. Völlige Stille im Haus. Gerade lacht jemand im Stockwerk über mir, und ich höre, wie Worte geflüstert werden, und draußen kehrt ein Mann den Bürgersteig mit einer Schaufel, denn es hat geschneit. Ich weiß nicht, weshalb ich diese Kleinigkeiten notiere; vielleicht ist es das unablässige Bedürfnis, den vergänglichen Augenblick mit Worten einzufangen, ihn gewaltsam in Worten festzuhalten, als ob dies möglich wäre. Wenn ich nach Einbruch der Nacht den Vorhang zuziehe, verharre ich stets, von Bewunderung ergriffen, vor dem, was ich sehe. Die großen, schneebedeckten, flachen Dächer, die Wolkenkratzer, an denen in der dunkelblauen Nacht goldene Fenster glänzen, die Lichter der Autos, die über die Brücke gleiten und sich im Wasser spiegeln, all das ergibt ein Ganzes von fremdartiger Schönheit, die für mich neu ist, das ist New York. (17. Februar 1943)

Der dies notiert, ist einer aus der zahllosen Schar jener, die vor der Schreckensherrschaft des Faschismus und dem Feuermeer des zweiten Weltkriegs in die Neue Welt geflohen sind, einer jener ihrer Heimat entrissenen Schriftsteller, die, ihrer Sprache und ihres Publikums beraubt, sich eine neue Existenz erfinden müssen. Im Juni 1940, während das selbstgewisse, aber in sich schon sterbensmüde Vorkriegs-Frankreich beim Einmarsch von Hitlers Truppen mit erschreckender Geschwindigkeit zusammenbricht, flieht er quer durch Frankreich und Spanien nach Lissabon, wo er das Schiff nach Amerika besteigt. Doch anders als bei so vielen anderen Exilanten ist dies kein Sprung ins Nichts, keine Flucht in die Nacht, denn er ist, wenn auch in Paris geboren, Amerikaner. Die demütigende Einwanderungsprozedur bleibt ihm erspart, Verwandte stehen bei seiner Ankunft in New York bereit, ihn bei sich aufzunehmen, und seine Bücher sind in Amerika immerhin so bekannt, daß er am Landesteg von Journalisten erwartet wird. Dennoch wird er die fünf Kriegsjahre hindurch, die er in seiner Heimat verlebt, eine geradezu schmerzliche Sehnsucht nach Paris empfinden und wird schon im Oktober 1945, weit früher als viele „echte“ Flüchtlinge, wieder dorthin zurückkehren. Sein Herkunftsland Amerika wird er nur noch in seinen Büchern bereisen. Dichter sind nur in der Heimatlosigkeit beheimatet. Die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit - der einzig wahren Heimat - ist die Geburtsstunde ihrer Obsessionen, aus denen ihr Werk sich von der ersten bis zur letzten Zeile speist.

Julien Green wird am 6. September 1900 in Paris geboren, nachdem seine Eltern wenige Jahre vorher aus Savannah, Georgia, nach Frankreich übersiedelt waren. Greens Vater war Erbe eines großen Handelshauses gewesen, hatte jedoch sein Vermögen durch Fehlspekulationen verloren und arbeitete in der französischen Hauptstadt dreißig Jahre lang für die

amerikanische Handelskammer. Die Erziehung des Kindes übernehmen die Mutter und die fünf älteren Schwestern, Green ist „ein Junge mit gewissermaßen sechs Müttern“, wie er am Anfang seiner Autobiographie schreibt. Der Heranwachsende erlebt noch die letzten Jahre der „Belle Epoque“, aber auch deren Untergang im ersten Weltkrieg, an dem er als sechzehnjähriger Freiwilliger im amerikanischen Sanitätsdienst teilnimmt. Von 1919 bis 1922 studiert er in der Heimat seiner Eltern, an der Universität von Virginia in Charlottesville, wo die ersten Erzählungen entstehen. Das literarische Debüt, der Roman *Mont-Cinère*, 1926 erschienen, macht ihn bekannt, die 1927 und 1929 folgenden *Adrienne Mesurat* und *Leviathan* bringen Ruhm und Wohlstand. Es folgen in den dreißiger Jahren die Romane *Der andere Schlaf*, *Treibgut*, *Der Geisterseher*, *Mitternacht* und *Varouna*, letzterer Ende 1940 erschienen, in einem von den Deutschen besetzten Paris, aus dem der Autor schon geflohen war. Die Romane, die nach seiner Rückkehr aus dem Exil erscheinen, z. B. *Moira* (1950), *Jeder Mensch in seiner Nacht* (1960) und *Der verruchte Ort* (1977), schließen nahtlos an die Vorkriegsbücher an, die Erfahrungen des 2. Weltkriegs hinterlassen keine sichtbaren Spuren in diesem Werk. 1963, -64 und -66 erscheinen drei Bände seiner Autobiographie (*Aufbruch vor Tag*, *Tausend offene Wege* und *Fernes Land*), ein vierter, schlicht *Jugend* betitelter, der zeitlich dort endet, wo die ersten Tagebücher einsetzen, erst 1974. Das Drama *Süden* (1953) ist der erste Schritt zur literarischen Rekonstruktion der untergegangenen Welt der Südstaaten, der schließlich zur monumentalen *Dixie*-Trilogie führen wird, beginnend 1987 mit *Von fernen Ländern*, dem 1989 und 1995 noch zwei Bände folgen (*Die Sterne des Südens* und *Dixie*). Mit diesen voluminösen Bänden wird Green im hohen Alter noch zum Bestsellerautor und endlich auch in Deutschland bekannt. Neben siebzehn Romanen, fünf Theaterstücken, Erzählungen, Essays, Zeitungsartikeln und der Autobiographie bilden die sechzehn Bände seiner Tagebücher, in denen die Jahre von 1926 bis 1996 nahezu bruchlos dokumentiert sind, vielleicht das Hauptwerk dieses Autors; der erste dieser Bände erscheint 1938, der sechzehnte und letzte 1996. Am 13. August 1998 stirbt Julien Green in Paris. Soweit das Lexikalische.

Wenn ein Schriftsteller vom Range Greens mit seinen Lebensdaten nahezu das ganze, jetzt zu Ende gegangene Jahrhundert abdeckt, wenn er mit seinen veröffentlichten Tagebüchern siebzig Jahre umspannt, wenn auf über 5000 Seiten sieben Jahrzehnte des bewußten Beobachtens und Nachdenkens ausgebreitet werden, dann liegt es verführerisch nahe, ihn als einen Repräsentanten dieser Epoche zu sehen und in den Tagebüchern einen Spiegel der Zeit. Doch schon das eingangs zitierte Notat aus dem Kriegsjahr 1943 sollte in dieser Hinsicht

mißtrauisch machen. Denn während etwa Thomas Mann in seinem amerikanischen Exil das Tagebuch zum Speicher der täglichen Ereignisse macht, ungeduldig die Fortschritte der alliierten Kriegsführung verfolgt und der Niederlage der verhaßten Faschisten entgegenfiebert, notiert Green die nebensächlichen Geräusche aus der Nachbarschaft und müht sich, den verzauberten Augenblick festzuhalten. Die Stille, die Schönheit, das Glück - das sind Erlebnisse, die er aufzuzeichnen für würdig hält, während das Paris seiner Jugend von den Deutschen besetzt ist und Europa von der Flut des Krieges verschlungen wird. Nein, wer eine Geschichte des Jahrhunderts sucht, wird an Greens Journal zwangsläufig verzweifeln müssen. Green selbst wäre der erste, die Rolle des Zeitchronisten von sich zu weisen, ein Repräsentant, von was auch immer, hat er nie sein wollen (auch darin das genaue Gegenteil von Thomas Mann, wie überhaupt, nebenbei bemerkt, unter den großen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts kaum ein größerer Gegensatz denkbar ist, als der zwischen Thomas Mann und Julien Green). „Denn“, so bemerkt der Neunzigjährige einmal leichthin, „ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht an die Zeit oder an die äußere Realität der Welt zu glauben“ (21. Mai 1990).

Wer als Archäologe einer fernen Epoche nur aus diesen Bänden das 20. Jahrhundert rekonstruieren wollte, dem würden weite Bereiche unserer Existenz ganz entgehen. Zur Naturwissenschaft etwa, die unser Leben doch so entscheidend geprägt hat, würde er gar keinen Zugang finden, über moderne Kunst, Film und Fernsehen kaum mehr als deren Existenz erfahren und nur auf einige vorsichtig umkreisende Äußerungen über Freud und die Psychoanalyse stoßen. Und die entscheidenden politischen Debatten der letzten hundert Jahre, wie könnte er sie aus diesen Texten erschließen? Er würde über die Zeit fast nur abwertende Äußerungen lesen, düstere Untergangsprophezeiungen, Kassandrarufe eines Unzeitgemäßen, der sich aus der unverstandenen Gegenwart in die vorgebliche Zeitlosigkeit eines geradezu dogmatisch strengen katholischen Glaubens flüchtet. Man könnte sogar - um den metaphorischen Historiker aus der Zukunft wieder beiseitezuschieben zugunsten eines Zeitgenossen - weitergehen und fragen, ob irgendeine dieser vielen Seiten auch nur irgendein Wort enthält, das einem Menschen auf der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert irgendwie helfen könnte, seine Situation in der Welt zu begreifen - oder, wenn schon nicht das, in irgendeiner Weise zu seiner Unterhaltung beitragen könnte. Statt Anleitungen zum modernen Leben findet man einen Mann, der über hunderte von Seiten hinweg die Zwiesprache mit Gott sucht, statt Maximen und Reflexionen, die man sich an den Spiegel stecken und für den Umgang mit Menschen gebrauchen kann, nur Schilderungen ohne Nutzwert, Geschichten

ohne Pointe, Gedanken mit offenem Ende, statt Auseinandersetzungen mit moderner Literatur lange Zitate aus theologischen Traktaten über die Technik des Betens, statt avantgardistischer Stilexperimente eine Sprache, die sich jeglicher Innovation, die literargeschichtlich über das Jahr 1890 hinausgreifen würde, vorsätzlich verweigert, statt eines Zeitzeugen, der im Brennpunkt der Ereignisse steht und den Finger am Puls der Zeit hält, eine langweilig-gleichförmige Lebensweise, deren ganzer Ehrgeiz dahin gerichtet scheint, über Jahrzehnte hinweg kein Möbelstück zu verrücken, statt eines „Journal intime“ die äußerste Zurückhaltung in persönlichen Dingen, und statt pikanten Indiskretionen, boshafem Klatsch und gepfefferten Anekdoten aus der Welt der Reichen, Schönen und Berühmten, von denen wir Mittelmäßigen uns so gerne unterhalten lassen, um uns in der Illusion zu wiegen, „die da oben“ seien auch nicht besser als wir, ein übermäßig zurückhaltender Beobachter, der lieber schweigt, ehe er voreilig etwas ausplaudert, das auch nur entfernt einen Bekannten verletzen könnte. Was bleibt da überhaupt übrig, um zum Lesen auch nur einer Seite anzureizen?

Die Poesie. Diese an erster Stelle. Die Sätze geben sich simpel, doch sie sind von einer Intensität, daß sie sich durch die Realität brennen wie ein glühendes Eisen durch den Schnee und den darunterliegenden Grund freischmelzen. Herrlich dahinströmende Sätze, atemberaubend genaue Beobachtungen, Worte, die mitten ins Herz treffen - obwohl die Notate nicht stringent logisch durchgearbeitet sind und die Perioden gelegentlich grammatisch unvollständig bleiben. Der Grundgestus ist der der Assoziation, nicht der Argumentation, und dennoch zerbröckeln die Texte nicht in ihre Bestandteile, weil sie zusammengehalten werden durch eine nicht zu erschütternde Aufrichtigkeit, gefiltert werden durch eine Persönlichkeit, die sich selbst stets treu bleibt und so völlig uneitel, so ohne persönlichen Ehrgeiz ist, als ob es eine nach Ruhm, Einfluß und Macht strebende Menschheit nie gegeben hätte. Mehr braucht es nicht. Genug, um über fünftausend Seiten hinweg zu faszinieren.

In London. 73, Egerton Gardens. Am Montagnachmittag, einige Augenblicke, nachdem wir Le Havre verlassen hatten, wo wir für eine Nacht anlegten, lag ich auf meinem Bett, etwas deprimiert, etwas ungeduldig, noch immer nicht genesen zu sein, als ich plötzlich, inmitten tiefster Stille (denn das gleichmäßige Plätschern des Meeres war wie Stille, die man hätte hören können, eine skandierte Stille), ein seltsames Geräusch wahrnahm, das sich wie das sehr weit entfernte Rufen einer großen Menschenmenge anhörte; dann schien mir, als würde gesungen, als sängen Tausende von Stimmen unisono, jedoch nur eine einzige Note, immerzu dieselbe; und in diesem Gesang lag eine erstaunliche Vielfalt, wie Worte sie nicht zu beschreiben vermögen. Es war die ganze Musik. Im selben Augenblick fühlte ich mich von einer gewaltigen Freude emporgehoben, ich hatte das Gefühl, das gesamte Weltall wäre in ein

übernatürliches Element getaucht, das ich nicht anders denn als *Glück* bezeichnen kann, und in diesem Glück war alles aufgelöst. Während drei, vier Minuten lauschte ich dem, was einem Loblied ähnelte, und abrupt wurde es beendet, doch es hinterließ einen sehr tiefen Eindruck bei mir. Meine Unruhe war sogleich verfliegen. Heute frage ich mich, ob der unfühlbare Vorhang, der vor uns die Wahrheit verbirgt und den die Hindus Maya nennen, nicht während eines kurzen Augenblicks zerrissen wurde, und zufällig war ich da! Erfahrungen dieser Art habe ich zwei- oder dreimal in meinem Leben gemacht. (14. Juli 1937)

Diese Eintragung hat keinen Stoff, keinen Inhalt im eigentlichen Sinne, keinen konkreten Gegenstand und keinerlei kulturgeschichtliche Relevanz; sie ist nichts als die emphatische Beschreibung eines ungreifbaren, unbegreiflichen Zustandes, eines Glücksgefühls, das man durch die melodios perlegenden Sätze, die so spontan hingeworfen scheinen und doch so kontrolliert ihre Worte behandeln, fast mitempfunden kann. Zeit und Ort des Erlebnisses sind genau angegeben, und doch hat es im eigentlichen Sinne keine Zeit und keinen Ort. An das, was wir als Realität bezeichnen, hat Green niemals geglaubt, sie ist nur ein Schein, eine Maske, ein Hindernis, das man überwinden muß, um zur eigentlichen, der wirklichen Wirklichkeit der Seele vorzudringen. Empfindungen, grund- und gegenstandslos, aus den Tiefen des Ichs heraufstrudelnd und ebenso plötzlich wieder verschwindend, sind eines der Hauptthemen dieser Lebensfragmente, und oft, überraschend oft, ist vom Glück die Rede. Überraschend deshalb, weil Green im allgemeinen als Pessimist gilt, seine Romane als Beschreibung einer düsteren Welt ohne Humor, ohne Glück, ohne Ausweg, ohne Licht. Es scheint ein Gegensatz zu bestehen zwischen dem „eigentlichen“ Werk des Dichters und seinen Tagebüchern, die alles das in reichem Maße beschreiben, was den Figuren seiner Romanwelt so verzweifelt fehlt. Das Tagebuch sei ein Negativ, schrieb Green einmal, das Schatten werfe, wo man sich Licht wünsche, „denn der Romancier sagt seine ganze Wahrheit nur dann, wenn er erfindet“ (*Ohne Datum, Dezember 1948*). Ich sollte also, bevor ich weiter in Struktur und Gehalt der Tagebücher vordringe, zunächst versuchen, die Identität des Werkganzen zu beschreiben, die übergreifenden Linien nachzuzeichnen, die die verschiedenen Teile von Greens Œuvre miteinander verklammern, auch da, wo sie disparat zu sein scheinen.



ALL JENE, DIE UNAUFHÖRLICH ARBEITEN UND NIEMALS TRÄUMEN, GEHEN AN DEN  
SCHÖNSTEN ERSCHEINUNGEN DIESER WELT VORÜBER, OHNE SIE ZU SEHEN.  
AUSGESTRECKT AUF EINEM BETT, AM ENDE EINES SCHÖNEN TAGES, IST JENER MENSCH,

DEN MANCHER VORSCHNELL EINEN FAULPELZ NENNT, IN DIE BETRACHTUNG EINER LEEREN WAND VERSUNKEN, AUF DER SICH DAS LICHT GERADE AUFLÖST. DURCH DIE LAMELLEN DER JALOUSIE GLEITET DER STRAHL EINES FAHLROTEN HERBSTES SCHRÄG INS HALBDUNKEL UND UMSPÜLT MIT SEINEN WARMEN GOLDFARBEN DIE OBERFLÄCHE DER AUSGEBLICHENEN TAPETE, DIE SICH KAUM NOCH AN DIE FESTONS AUS KLEINEN ROSEN ERINNERT, MIT DENEN SIE SICH EINST SCHMÜCKTE. UND PLÖTZLICH, DURCH DIE WIRKUNG EINER GESCHICKTEN TRANSMUTATION, DIE DAS AUGE DES TRÄUMERS HINGERISSEN BEOBACHTET, WOGT EINE BERNSTEINFLUT AUF DER BANALEN WANDBESPANNUNG, DIE SICH ASIATISCHEN GLANZ ÜBERSTREIFT. DAS IST DER LOHN FÜR DIE VOLLKOMMENE REGLOSIGKEIT VON GEIST UND KÖRPER, WENN MAN ENDLICH DER ZEIT UND DEM ORT ENTFLEHT, AN DIE UNS DIE SCHWERKRAFT DES FLEISCHES FESSELT. EIN LICHTSCHIMMER AUF EINER WAND GENÜGT, UM UNS VON UNS SELBST ZU BEFREIEN UND IN DAS MÄRCHENHAFTE ANDERSWO ZU ENTFÜHREN, IN DEM DIE EINBILDUNGSKRAFT HEITERER STIMMUNG IST. (15. Oktober 1990)



Wie alle großen Autoren arbeitet Green in einem sehr begrenzten Stoffkreis, ist aber in der Lage, diesen unendlich oft zu variieren, ohne sich je zu wiederholen. Und wie alle großen Autoren entnimmt er den Stoff seiner Bücher nicht den Geschehnissen der äußeren Welt, sondern den Elementen seiner Seele.

Gestern von dem Buch geträumt, von dem ich mir manchmal einbilde, es tatsächlich geschrieben zu haben, und das man vielleicht in meinen Aufzeichnungen entdecken wird, auch wenn ich es dort mit noch so großer Geduld vergeblich gesucht habe, so sehr bin ich bisweilen von seiner Existenz überzeugt. Es beginnt mit der Beschreibung eines Knaben, der sich in einem Kleiderschrank zwischen duftenden Kleidungsstücken verbirgt und sich in die Person, der sie gehören, verliebt. In meinem Traum suchte ich vergebens Ordnung in das Manuskript zu bringen und stand Qualen aus. Viermal habe ich bereits denselben Traum gehabt. Sollte ich das Buch tatsächlich geschrieben oder zumindest begonnen haben, dann in Baltimore während des Krieges. (12. Mai 1962)

Zu den faszinierendsten Aspekten der Literatur gehört, wie bestimmte Vorstellungen und Bilder die Imagination eines Autors derart beherrschen, daß sie immer aufs Neue auch dort wiederkehren, wo dieser sich dessen nicht mehr bewußt ist. Tatsächlich hat Green einen Text, der seinem Traum entspricht, geschrieben - und ihn später auch wiedergefunden. Er ist als wenige Seiten umfassendes Fragment, betitelt *Fabien*, in dem Erzählungsband *Träume und Schwindelgefühle* („Histoires de vertige“, 1984, dt. 1992) erschienen und dort mit dem Datum „22. September 1944“ versehen. Der in das Zimmer seines Veters eindringende Knabe ist dort der Ich-Erzähler, der, als jener unerwartet zurückkehrt, gezwungen ist, sich im Kleiderschrank zu verstecken. Nun folgt eine jener magischen Greenschen Szenen, in denen

die Zeit aufgehoben scheint: Fabien, der Vetter, bleibt in der Mitte des Zimmers stehen, während der Knabe ihn durch einen Spalt der Tür aus dem Schrank heraus beobachtet. Er bleibt dort stehen, ohne ein Glied, auch nur einen Muskel zu rühren, während die Minuten vergehen, die sinkende Sonne sein Gesicht bescheint und der Beobachter im Schrank in einer korrespondierenden Unbeweglichkeit gebannt bleibt. Erst als es schon dunkel ist, setzt sich Fabien endlich, und der Erzähler hört ihn flüstern: „Ich liebe dich, verstehst du? Ich liebe dich.“ Man hört ein Lachen von der Straße, damit schließt die Erzählung.

Dies ist die Urszene Greenscher Erzählkunst: Zwei Liebende, im gleichen Raum, doch getrennt durch eine unüberwindbare Barriere aus Scham, Konvention und Unverständnis dem eigenen Fühlen gegenüber. Der Knabe weiß nicht einmal, daß er liebt, für den Mann ist es eine verbotene Leidenschaft, die er kaum sich selbst gegenüber zu gestehen wagt. Der Liebende im Schrank sieht, ohne gesehen zu werden, aber er ist auch gefangen im Schrank, er kann nicht heraus, um seine Liebe zu gestehen - und wird dadurch nur noch umso mehr zum Sklaven seiner Gefühle, ausgeliefert einem unkontrollierbaren Leid, das zugleich eine Art von Glück ist: „Allein war er nicht so, wie wir ihn gesehen hatten. Es offenbarte sich mir jemand, den ich nicht kannte, der mir aber meine letzte Freiheit nahm. Wie hätte ich die Augen vom Anblick dieser Wangen abwenden können, auf denen das Licht erstarb? Es schien mir, als sei ich nur noch ein Blick, aber ein Blick, auf den sich auch ein bißchen alle anderen Sinne übertragen; mein Mund legte sich auf seine Augen, wie um einen brennenden Durst zu stillen, und wer hätte sagen können, ob dieser Durst nach dem Körper oder nach der Seele lechzte? Ich war zu Tode betrübt, weil uns drei Schritte gewissermaßen wie drei Meilen voneinander trennten, aber das fremde Glück hätte mir wenig im Vergleich zu dieser Traurigkeit bedeutet, an der ich mich berauschte und die eine Art Glück war.“

In diesem Zitat ist der ganze Green vorhanden: Das Glück des Schauens, die Melancholie der Unerreichbarkeit und, als einander bekämpfende Grundkonstanten, die alle Grenzen und Konventionen negierende Liebe einerseits, die Grenzen, Barrieren, Mauern errichtende Tradition andererseits. Die Tradition, das Wort im weitesten Sinne begriffen als Summe all dessen, was äußerliche wie verinnerlichte Konventionen und gesellschaftliche Rituale dem Körper und seinem unendlichen, amoralischen Verlangen an Hindernissen in den Weg legen kann, sperrt den Menschen in dumpfe, lichtlose Zellen ein, selbst wenn er vom Ziel seines Verlangens räumlich nur einen Schritt entfernt ist. Für den Liebenden öffnet sich die Tür der



Zelle nur einen Spalt weit, nicht weit genug um hinauszuschlüpfen oder nur die Hand nach dem Geliebten auszustrecken, nur gerade so weit, den Blick freizugeben. Der Blick ist der einzige Sinn, das einzige Organ des Körpers, das dem Joch der Tradition entchlüpfen kann, deshalb bündelt sich in ihm alles erotische Verlangen, der ganze Hunger nach Zärtlichkeit, aber auch der ganze Haß einer stets zurückgewiesenen, stets gefangenen Liebe.

Es war, als ob der Blick, den der Doktor ihr zugeworfen hatte, ihr überallhin folge und sie zwingt, nur an ihn zu denken. Nichts ist einer Besessenen verwandter als eine Verliebte. Der Wille zählt bei ihr nicht mehr, das Denken sogar ist ihr geraubt. Sie ist nichts ohne den, der allein sie zum Handeln zu bringen vermöchte, und wenn sie von ihm getrennt ist, versinkt sie in einer Art von psychischem Koma und behält vom Leben einzig das Bewußtsein ihres Schmerzes und ihrer Einsamkeit zurück.

Die Rede ist von Adrienne Mesurat, die vom Zimmer ihrer Schwester aus in die Räume des im benachbarten Haus wohnenden Doktors schaut, dem sie verfallen ist, seit sein Blick sie zufällig aus einer vorüberfahrenden Kutsche traf. Immer stehen die Liebenden bei Green, konkret oder metaphorisch, hinter einer Tür, die ihnen den Zugang zum Geliebten verwehrt, immer vermögen sie nur einen Blick durch einen Spalt zu werfen - oder werden umgekehrt von einem Blick gefangengenommen. So beginnt *Leviathan* damit, daß Guéret von einem Café aus die Wäscherei beobachtet, in der Angèle arbeitet, jenes Mädchen, dem er so hoffnungslos verfallen ist, daß er nur, indem er sie vergewaltigt und verstümmelt, seiner Liebe Ausdruck zu geben vermag. Des weiteren: Der Ich-Erzähler von *Der andere Schlaf*, der am Ende des Buches seinen schlafenden Vetter betrachtet und ihn nur mit seinem Schatten zu lieblosen wagt; Elisabeth, die Heldin aus *Mitternacht*, die nächtens durch das dunkle Haus irrt, in dem sie mit Wahnsinnigen, Blinden und mystischen Schwärmern zusammenlebt, ohne zu begreifen, wie sie dorthin gelangt ist und was sie dort soll, und die auf ihrer Reise durch die Dunkelheit plötzlich im Schein eines Streichholzes einen schlafenden Jungen erblickt, der sie - das Wortspiel ist unvermeidlich - augenblicklich physisch und psychisch sexuell erregt; die andere Elisabeth, zentrale Gestalt der *Dixie*-Trilogie, die in *Von fernen Ländern* den geheimnisvollen Jonathan vom Balkon aus unter sich am Magnolienbaum stehen sieht, ein Moment, mit dem eine lange, unerfüllte Leidenschaft beginnt, die auch die Ehe mit einem anderen Mann nicht beenden kann; Philipp Cléry aus *Treibgut*, der am Anfang des Romans ein streitendes Paar am Seine-Ufer beobachtet, und am Ende vor der Tür eines Pensionszimmers steht, in dem seine Frau sich mit ihrem Liebhaber trifft (unnötig zu erwähnen, daß er die Tür nicht öffnen, nicht einmal anklopfen wird); schließlich Wilfred aus

*Jeder Mensch in seiner Nacht*, der am Ende dieses Buches in dem dunklen Treppenhaus eines Mietshauses steht und nicht wagt die Außentür zu öffnen, weil er weiß, daß der Mann, der ihn liebt und den er eben verlassen hat, auf ihn schießen wird, wenn das Licht von der Straße durch die geöffnete Tür hereinfällt. Sie alle sind die Liebenden, die hinter der Tür verborgen stehen. Ein Blick durch den Türspalt genügt, und sie sind für immer verloren, gefangen in einem Begehren, aus dem nur gewaltsam eine Befreiung möglich ist. Liebe und Gewalt hängen bei Green aufs Engste zusammen, denn das Leid, das die Liebe über den Menschen bringt, muß sich einen Weg suchen, es wird sich immer weiter steigern, es kann keinen Ausweg finden, keine Rettung, keine Erlösung gibt es von der Qual des körperlichen Begehrens, kein Ende des Schmerzes - bis endlich der befreiende Gewaltakt das Verlangen beruhigt. Gewalt ist ein Liebesbeweis, der einzige, dessen diese Gefangenen ihrer Triebe fähig sind - und er wird auch so verstanden; Angèle etwa in *Leviathan* beginnt Guéret erst zu lieben, nachdem er sie überfallen und für immer ihre Schönheit zerstört hat. „Die Erotik ist ein Abgrund“, heißt es im Tagebuch. „Der überwiegende Teil der Menschheit verharret am Rande dieses Abgrunds, denn es ist davon auszugehen, daß das, worin die Erotik mündet, der Mord ist“ (9. Mai 1954). Und noch krasser: „Ich bin überzeugt, daß der natürliche Endpunkt der Erotik Mord ist. Das Verbrechen ist nichts anderes als die Verlängerung gewisser fleischlicher Exzesse“ (27. Oktober 1958).

In den Tagebüchern der achtziger Jahre finden sich zwei Notate, die dem *Fabien*-Fragment auf unheimliche Weise entsprechen. Das erste:

In Brétigny-sur-Orge hat ein zwölfjähriges Kind ein Jahr lang in einem Wandschrank gelebt, eingeschlossen von seiner Mutter. David kann weder lesen noch schreiben, ist geistig noch auf der Höhe, aber seine Mutter hat ihm die Hände verbrüht und ihm während dieser Prozedur ein Stück Stoff in den Mund gestopft. Er konnte nur ganz schief in seinem Verschlag stehen; eine Deformierung war die Folge. Durch das Schlüsselloch beobachtete er, was im Nebenzimmer vor sich ging, er rief nicht um Hilfe. Warum? Geheimnis der gemarterten Liebe, der *Liebe trotz allem*. (24. August 1982)

Liebe unter Qualen, Liebe, die mit der Gewalt auf eine Weise verflochten ist, die eine Trennung von Schmerz und Lust unmöglich erscheinen läßt - Green hatte sein Thema in dieser Zeitungsmeldung wiederentdeckt. Drei Jahre später, immer noch der gleiche Fall (die Mühlen der Justiz mahlen offenbar langsam); einige zuvor falsch wiedergegebene Umstände werden korrigiert, z. B. sind es jetzt sieben statt einem Jahr Gefangenschaft im Wandschrank:

Das Märtyrerkind des Tages, David, das von einer mir halb wahnsinnig vorkommenden Mutter sieben Jahre lang in einen Wandschrank gesperrt wurde, hört, wie man die, die sein Leid verursacht hat, zu sieben Jahren Haft verurteilt. Die Mutter weint, und das Kind, heute fünfzehn Jahre alt, weint ebenso heftig wie sie, denn das Kind liebt seine Mutter, möchte bei ihr sein und - außerhalb des Wandschranks - mit ihr leben, doch der Staatsanwalt oder vielmehr die Staatsanwältin will, daß ein Exempel statuiert wird, womit die Geschworenen einverstanden sind. Ins Verlies mit der unwürdigen Mutter! Daß der Junge leidet, ist zwar bedauerlich, doch *dura lex sed lex*. Er hat unter Tränen gefleht, man möge seiner Mutter verzeihen. Zwecklos. Das nennt man nun Gerechtigkeit. (17. Mai 1985)

Greens Parteinahme gegen die staatliche Gerechtigkeit ist eindeutig und - bei einem derart krassen Fall von Kindesmißhandlung - geradezu schockierend. Er hatte jedoch in die gesellschaftlichen Institutionen von jeher kein Vertrauen. Dieses „Märtyrerkind“ dagegen ist ein Greenscher Liebender, einer der unter Qualen und Leid liebt, ohne nach Sinn oder Moralität zu fragen. Nur das Elementare des Gefühls zählt, nicht die kleinlichen Vorstellungen von Recht und Unrecht, wie sie der Justizapparat vertritt. In einem Bericht über das Gefängnis Alcatraz, den Green am 28. Juli 1944 wiedergibt, interessiert ihn nur, wie die Verurteilten mit ihrer Gefangenschaft umgehen, ihr Leid und ihre Qual, wenn sie das nahegelegene San Francisco von ihren Zellen aus sehen; nach der Schuld oder der Angemessenheit der Strafe fragt er nicht, es interessiert ihn nicht, denn Schuld ist etwas über den Menschen Verhängtes, etwas, das sich seinem Einfluß entzieht. Es gibt keinen Grund für das Verbrechen, so wie es auch für die Liebe keinen Grund gibt:

Der Grund für jede mögliche Liebe ist einfach und beschränkt sich auf ein Wort: weil. Man liebt, weil, das ist alles. Wenn man Gründe für seine Liebe sucht, ändert sie schließlich ihre Beschaffenheit und erlischt. Liebe erklärt man nicht, man nimmt sie an, ohne nach Vernunftgründen zu suchen. (14. März 1993)

Der klassische Fall eines solchen Liebenden ist für Green Oscar Wilde. Und zwar schon seit seiner Studienzeit in Virginia, als jemand ein „In Memoriam O. W.“ auf die Stufen der Universitäts-Bibliothek geschmiert hatte, ohne daß Green damals schon begriffen hatte, daß dies ein Bekenntnis zur Homosexualität war. Nach der - erneuten - Lektüre von Wildes *De Profundis* notiert er: „Aus Liebe hatte er sich töricht verhalten, aus Liebe zu einem kleinen Lumpen, der dessen gewiß nicht wert war, der aber goldenes Haar und ein Profil besaß, das den Dichter zu seinem Sklaven machte; gleichwohl urteilte der Sklave mit schrecklichem Scharfsinn über ihn. In einer Sprache von unvermuteter Kraft und Schlichtheit zählte er mit

erbarmungsloser Genauigkeit die Niederträchtigkeiten seines Tyrannen auf (...). Und der Sklave liebte ihn. 'Wir sind uns im Schmutz begegnet. Ich liebte Sie. Ich wollte nicht mit Haß, sondern mit Liebe im Herzen ins Gefängnis gehen, was würde sonst aus meiner Seele werden...'“ (26. Januar 1989). Wilde spricht hier wie eine Greensche Romanfigur, mit dem Unterschied nur, daß ein Guéret oder eine Adrienne Mesurat nicht in der Lage sind, über ihr Leid zu reflektieren. Sie leiden einfach nur unter der Gewalt ihres Triebs, blindlings wie ein Tier. „Meine Bücher sind die Bücher eines Gefangenen, der von der Freiheit träumt“ (11. November 1949).

Daß das Bild des wie in einen Schrank in seine Liebe eingeschlossenen Menschen einen autobiographischen Hintergrund hat, dürfte nicht überraschen und soll an dieser Stelle nur durch ein Zitat aus dem dritten Teil der Autobiographie, *Fernes Land*, angedeutet werden. Ein zentrales Erlebnis dieses Bandes ist die unerfüllte Liebe zu dem jungen Amerikaner Mark, den Green während seines Studiums in Virginia trifft. Jener Band endet mit einer Szene, die die Ur-Situation von Greens Romanhelden vorwegzunehmen scheint. Mark besucht den Autor 1923 in Paris:

Als ich eines Morgens mit ihm an der Seine spazierenging, faßte ich plötzlich den Entschluß, ihm endlich meine Liebe zu gestehen, bevor wir den Pont-Royal überschritten hätten, dem wir uns näherten. „Ich habe dir etwas sehr Wichtiges zu sagen, Mark.“ - „Gut, ich höre.“ Aber die so einfachen Worte blieben mir in der Kehle stecken und wollten nicht heraus. Eine oder zwei Minuten darauf, schon auf der anderen Seite der Brücke, sagte ich zu Mark: „Es tut mir leid, ich kann nicht.“ Er drückte leicht meinen Arm. „Ich verstehe sehr gut“, sagte er. Ein weiteres Mal hatte ich das Risiko ermessens, für immer seine Zuneigung zu verlieren, und es für zu groß befunden. Muß ich sagen, daß in meinem Werk in der einen oder anderen Gestalt Mark immer wiederkehrt?

Das vollkommen Amoralische, das den Trieben und Leidenschaften dieser Menschen innewohnt, würde einen tragischen Ausgang der Handlung im Grunde gar nicht möglich werden lassen, wenn sich dieser elementaren Kraft der Emotion nicht eine andere entgegen stellen würde, die zwar weit weniger elementar, doch an Größe absolut gleichrangig ist. Ich habe diese zweite Kraft oben als Tradition bezeichnet, ein etwas ungenauer Ausdruck, unter dem man sich vor allem nicht die Vertreter der gesellschaftlichen Institutionen vorstellen darf. Polizisten und Richter, die in bürgerlichen Gesellschaften die Erinyen der griechischen Tragödie zu vertreten pflegen, kommen in Greens Romanen praktisch nicht vor. Er ersetzt

vielmehr das bürgerliche Gewissen durch eine den Figuren innewohnende Mechanik, die man vielleicht unter dem Begriff Epigonalität fassen könnte.

Adrienne Mesurat stößt ihren Vater die Treppe hinunter, um frei für ihre Liebe sein zu können, doch seltsamerweise bringt diese extreme Tat sie ihrem Ziel keinen Millimeter näher. Sie verläßt ihr Vaterhaus, doch auch dieser Befreiungsversuch führt ins Leere, sie kommt nur bis in eine Kleinstadt, die derjenigen, in der sie ihr ganzes Leben verbracht hat, an Tristesse, Schädigkeit und Stumpfsinnigkeit mindestens ebenbürtig ist und kehrt am Ende freiwillig in das Gefängnis zurück, dem sie entfliehen wollte. Wohlgermerkt, sie wird keinen Moment lang von Gewissensqualen oder Reue wegen des Mordes an ihrem Vater heimgesucht! Was sie nicht losläßt, was sie unfähig zum Handeln macht und in den immer gleichen Kreisen des Lebens festbannt, ist etwas anderes, etwas, worunter alle Helden Greens leiden: Sie alle sind Erben einer Welt, deren Regeln und Mechanismen sich der Kontrolle der Menschen längst entzogen haben. Ist eine Gesellschaft noch jung, dann sind es die Menschen, die ihre Richtung lenken, ihre Gesetze machen, ihre Ziele definieren. Doch je älter sie wird, desto mehr kehrt sich das Verhältnis um: Die vorher selbstbestimmten Ziele werden zu nicht mehr hinterfragten Dogmen, die Gesetze werden zu einem selbstreferentiellen System, an denen Politiker und Juristen nur noch herumreparieren, ohne den Zweck des Systems je noch in Zweifel zu ziehen, die Handlungen der Menschen ritualisieren sich mehr und mehr, Inhalte werden zu leeren Formen, und von Glaubensregeln bleiben nur die Regeln, der Glaube verschwindet. Und so werden die Menschen zu Geschöpfen dessen, was einmal ihr Geschöpf war. Die alt und starr gewordene Gesellschaft macht die Menschen zu ihren Marionetten, prägt ihnen Verhaltensweisen auf, die sie verinnerlichen, ohne sie zu begreifen oder überhaupt als etwas Fremdes wahrzunehmen. Greens Menschen leben in einer solchen sterbensalten Welt; sie zwingt ihnen Traditionen auf, die in völligem Gegensatz zu ihren Empfindungen stehen; sie macht sie zu passiv Erleidenden eines Lebens, deren Kontrolle sie schon im Moment ihrer Geburt aus den Händen gegeben hatten. Diese Menschen sind die Epigonen einer lange vergangenen Generation, die ihr Leben noch selbst bestimmte. Sie dagegen, die Gegenwärtigen, vermögen das nicht mehr, sie haben die Fähigkeit zum Handeln verloren, sie begreifen die Mechanismen nicht, in denen ihre Existenz gefangen ist, sie wissen nichts von der Maschine, in der sie sich als winziges Rädchen drehen.

„Mit den Händen auf dem Rücken stand Adrienne und schaute den ‘Friedhof’ an.“ So lautet der erste Satz von *Adrienne Mesurat*. Mit dem „Friedhof“ ist die Ahnengalerie gemeint, die im Eßzimmer der Mesurats eine Wand bedeckt. Daß man Adrienne gleich anfangs in Betrachtung ihrer Vorfahren versunken sieht, umreißt die Figur im Grunde schon vollständig, ebenso wie die auf dem Rücken gehaltenen Hände, was ein Gefesseltsein, eine Unfähigkeit zu handeln assoziiert. Alle Romane Greens spielen in einer Atmosphäre völligen Stillstands, wo das Leben täglich in den gleichen Kreisen rotiert: „Es ist etwas Furchtbares um diese Provinzexistenzen, in denen nichts sich je zu verändern scheint, wo alles stets den gleichen Aspekt bewahrt, wie tief auch die Wandlungen sein mögen, die sich in der Seele vollziehen. Nach außen hin ist von Angst, von Hoffnung oder Liebe nichts zu erkennen, und das Herz pocht geheimnisvoll bis zum Tode, ohne daß man gewagt hätte, die Geranien ein einziges Mal am Freitag anstatt am Samstag zu schneiden oder um elf Uhr früh anstatt um fünf Uhr nachmittags einen Gang durch die Stadt zu unternehmen“ (*Adrienne Mesurat*). Die Verhältnisse zwischen den Protagonisten sind statisch, es sei denn, ein Akt der Gewalt bringt sie in Bewegung; doch auch ein Mord bewegt nichts in den Seelen der Täter, denn alles an diesen Menschen ist mechanisch, ihr Fühlen und Denken ist epigonal, also durch ererbte Muster vorgegeben: „Drei, vier Menschen sind beisammen und leben unter demselben Dach; vielleicht wären sie gezwungen, sich auf der Stelle zu trennen, an dem Tag, wo eine ungeschickt geführte Unterhaltung ans Licht ziehen würde, was sie bisher klug verschwiegen hatten. Sie hätten nicht einmal die Genugtuung, etwas Neues voneinander zu erfahren, da sie doch schon alles wußten; und nur unbesonnene Worte hätten sie auseinandergetrieben“ (*Treibgut*).

Das eigentlich Geniale an Greens epischer Welt ist dieses Gegeneinandersetzen von extatischer Leidenschaftlichkeit und bis zum Schmerz gesteigerter Triebhaftigkeit mit der Lebenssphäre einer im Erkalten und Erlöschen begriffenen Welt. Dadurch schafft er in seinen Büchern ein Dynamik, die wahrhaft tragisch wirkt: instinktive, fast möchte man sagen vegetative Emotionalität kollidiert mit den leeren Formen menschlicher Zivilisation und erzeugt dadurch die düster-fatalistische Größe, die dieses Werk auszeichnet. Das Blut fließt in Eispalästen, untote Schatten huschen vorbei im Licht glühender Lava.

Der sichtbare Ausdruck einer Welt, die den Menschen nur als ein Ererbtes überliefert ist, sind die Häuser und Wohnungen, in denen sie leben. Die Zimmer sind vollgestellt mit uralten

Möbelstücken, das Licht wird von schweren Brokatvorhängen ausgeschlossen, und von den Wänden betrachten die Portraits herrischer Menschen ihre willenslosen Nachkommen. Die Häuser sind menschenfressende Ungeheuer, monströse, verwinkelte Gebilde, deren düstere Flure an Unübersichtlichkeit nur mit den Windungen des menschlichen Hirns zu vergleichen sind, denn durch beide rasen gleichermaßen die Leidenschaften. Gleich Greens erster Roman, *Mont-Cinère*, ist nach einem solchen Haus benannt, um dessen Besitz zwei Frauen, Mutter und Tochter, einen unerbittlichen Krieg führen, der schließlich damit endet, daß die junge Emily das Haus in Brand setzt und selbst in den Flammen umkommt, weil sie es nur auf diese Weise ganz für sich haben kann. Ein vollends surrealer Ort ist das Haus Fontfroide aus *Mitternacht*, das dem Spukschloß eines gotischen Schauerromans gleicht und eine Schar seltsamer Bewohner beherbergt, die auf den nur Nachts auftauchenden Hausherrn wie auf einen neuen Messias warten. Wie alle diese Häuser hat es eine morbide Anziehungskraft, die keinem, der es jemals betritt, wieder zu gehen erlaubt. Elisabeth, die Heldin des Romans, wird aufgefordert zu fliehen, und über mehrere Seiten hinweg wird geschildert, wie sie sich darauf vorbereitet, wie sie sich der Haustür nähert, schließlich in den Garten gelangt. Und dann, unvermittelt, endet das Kapitel mit dem lakonischen Satz: „Sie ging ins Haus zurück.“ So hatte schon Emily nicht von Mont-Cinère loskommen können, so endet auch Adrienne Mesurats Fluchtversuch wieder im Haus des Vaters. Aus der Welt der Epigonen gibt es kein Entkommen!

Auch in den Tagebüchern spielen Wohnungen und Häuser, und die Traditionen, die sie bergen, eine bedeutende Rolle, hier jedoch die eindeutig positive des Beschützenden, Bewahrenden. Green war bis zu seinem Tod von den Möbeln umgeben, die schon im Besitz seines Großvaters gewesen waren und die der Gouverneur des Staates Georgia 1981 sogar kaufen wollte, als das Haus des Großvaters in Savannah zum Nationaldenkmal erklärt werden sollte (9. Juni 1981). Trotz wiederholter Umzüge ist jede Wohnung, in der der Autor sich einrichtet, eine „Green-Wohnung“. „Zweifellos gab es den befremdlichen amerikanischen Beitrag, die Stühle mit der verzierten Lehne, die man bizarr fand und auf denen unter anderen auch Thackeray und Dickens gesessen hatten, aber es ergab ein angenehmes Ensemble. Ich mag Wohnungen, die sich nach und nach im Laufe der Jahre entwickeln“ (30. August 1979). Wenig später (7. Dezember 1979) wird dem Autor ein Schreibtisch geschenkt, „der Millias gehört hat und auf dem auch Ruskin schrieb und zeichnete.“ Die Möbel haben ihre eigene Geschichte, sie sind leibhaftig gewordene Tradition, literarische (und gerade Dickens und

Thackeray gehören zu jener Traditionslinie angelsächsischen Erzählens, in der auch Green steht!), vor allem aber auch persönliche, die Eltern des Autors sind hier noch lebendig, und jener Großvater, der dann (als Charlie Jones) in der *Dixie*-Trilogie eine so tragende Rolle spielen wird. Im völligen Gegensatz zu jenen menschenverschlingenden Ungetümen, die in den Romanen zu tödlichen Fallen für die Menschen werden, sind in den Tagebüchern die Wohnungen Orte der Sicherheit, und wenn auch Häuser ihr Eigenleben, ihre Geschichte und ihren eigenen Charakter haben, so sind dies doch Geheimnisse, die den Menschen mit freundlichem Zauber umgeben:

Das Haus ist so alt, daß man den Eindruck hat, man könne keine Bewegung machen, die es nicht schon Tausende von Malen gesehen hat. Die Sonne wirft genau dasselbe goldene Rechteck auf den Boden wie im Jahre 1700 oder früher. Welch seltsame Gedanken sind zwischen diesen Wänden umgegangen, wie viele Gebete mögen unter diesen langen schwarzen Balken laut geworden sein, wie viele uneingestandene, herangereifte und schließlich enttäuschte Bestrebungen... (6. Juli 1956)

Indessen, ein Unterton von Bedrohung und Verzweiflung ist auch hier nicht zu überhören! Und warum auch nicht? Wer sich wundert, daß in den Tagebüchern so oft ein Glück beschworen wird, das in den Romanen gänzlich abwesend zu sein scheint, der verkennt, daß sich Emotionen niemals definitiv sauber voneinander scheiden lassen: „Kürzlich, in einem jener Augenblicke der Angst, über die ich mit niemandem sprechen kann, überkam mich jäh ein Augenblick überwältigenden Glücks, eines Glücks, in das sich das Entsetzen mischte, ja, Entsetzen, weil ich nicht wußte, worum es sich handelte“ (20. März 1935). Angst, Glück, Entsetzen - die Gefühle lassen sich nicht aufspießen und katalogisieren wie Schmetterlinge, sie alle sind ständig im Menschen vorhanden, mal hat das eine, mal das andere die Oberhand, mal hängen sie sich wie Kletten ineinander, mal mischen sie sich zu einem untrennbaren Konglomerat. Ein Konkretes werden sie erst durch die Benennung, die ihnen die Sprache leiht. Green war sich dieses letztlich Unbenennbaren der Gefühle - vielleicht mehr instinktiv - bewußt, und seine Romanfiguren leben dieses Problem aus, wie andererseits die Tagebücher auch als Kompendium der Gefühle gelesen werden können.



NEULICH SAH ICH VON DER KREUZUNG CROIX-ROUGE IN DIE RUE DU CHERCHE-MIDI, DIE FÜR MICH AUS UNERFINDLICHEN GRÜNDEN IMMER ETWAS MAGISCHES HAT. ES WAR FÜNF UHR ABENDS. DIE FASSADEN WAREN VON OBEN BIS UNTEN MIT LICHTFLECKEN ÜBERSÄT, DAS HEIßT, ES SAH AUS, ALS HÄBE DIE SONNE EINEN GROßEN EIMER VOLL



LICHT AUSGESCHÜTTET, DAS SICH NUN ÜBER DIE ALTEN HÄUSER ERGOß. ES WAR HERRLICH, UND GLEICHZEITIG KONNTE MAN ES NICHT ANSEHEN, OHNE EINE UNBESTIMMTE TRAUER ZU EMPFINDEN, DIE TRAUER, DIE DIE SONNE WACHRUFT. (23. November 1956)



Was ist ein Tagebuch? Ein Buch des Tages, ein Buch über den Tag, ein Buch, das nicht über den Tag hinausgeht, ein Buch das Tag für Tag neu beginnt...

Die Gattung Tagebuch hat im 20. Jahrhundert Karriere gemacht: Von einem vorliterarischen Alltagsgegenstand, der mit Haushalts- und Kontobuch mehr als mit irgendeinem in Buchform gedruckten literarischen Text zu tun hatte, wurde es zu einer der am meisten benutzten Textsorten, von der manche Autoren gar meinen, sie sei in ihrer zerrissenen Form am ehesten geeignet, die Erfahrungen unseres zerrissenen Jahrhunderts wiederzugeben. Es wird meistens zu den autobiographischen Schriften gerechnet, hat jedoch ein völlig anderes Verhältnis zur Zeit als diese. Memoiren, Denkwürdigkeiten, Erinnerungen - wie immer der Autor das nennt, was er über sein Leben und seine Epoche verfaßt, er tut es von der gesicherten Position aus, die er am Ende seines Lebens, oder zumindest eines längeren Zeitabschnittes, erreicht hat. Das Autobiographische tritt dort in sein Recht, wo der Autor einen Abschluß in seinem Leben gekommen sieht; man reflektiert über eine Bewegung nicht, solange man noch mitten *in* der Bewegung ist, sondern erst, wenn aus Bewegung Stillstand geworden ist. Das hat für den Autobiographen den Vorteil, daß er Ursache und Wirkung unterscheiden und das Erlebte von seinem Ende her deuten kann; er steht auf einem Feldherrnhügel, von dem aus er die Bewegungen zuordnen, das Wichtige vom Unwichtigen trennen und alles weglassen kann, was sich im Nachhinein als retardierend oder quer zur Hauptbewegung stehend entpuppt hat. Mit einem Wort, die Autobiographie ist teleologisch.

Das Tagebuch hat diesen weiten Zeithorizont nicht. Das einzelne Notat gibt nur einen Moment aus einer Bewegung wieder, von dem der Diarist nicht wissen kann, ob er in einem größeren Zusammenhang von Bedeutung sein wird. Er hat keine Distanz zur Zeit, sondern steht mitten in ihrem Strom und fischt heraus, was er ihm in die Hände treibt. Das bedeutet allerdings nicht, der Diarist wäre mit seinen Themen an die Gegenwart gebunden, er könne nur beschreiben, was ihm im Moment des Schreibens vors Auge käme, was sich momentweise auf die Netzhaut brennt. Im Gegenteil, er ist in Raum und Zeit völlig frei, er

kann in einem Moment tausend Jahre zurück springen oder auf die andere Seite der Erde. Was jedoch den Tagebuchautor vom Autobiographen ebenso wie vom Romancier unterscheidet, ist, daß es bei ihm keinen *Verlauf* von Zeit gibt; er ist ganz an den Augenblick der Inspiration, der Assoziation oder der Reminiszenz gebunden. In jedem Tagebuch-Notat beginnt, bildlich gesprochen, die Welt von vorn, sie setzt ein mit dem Schöpfungsakt der Inspiration und endet, wo diese endet. Das nächste Notat ist wieder eine Welt für sich, von einer gänzlich anderen Inspiration getragen.

Etwas oberflächlich betrachtet gibt es zwei Gattungen von literarischen Tagebüchern. In der ersten kommt es dem Autor auf Einfälle an, Ideen, die er später vielleicht zu Ende denken will, plötzliche Erkenntnisse, die er schnell festhalten muß, Beobachtungen, die ihm signifikant erscheinen, Theoreme, die er - noch - nicht zur Theorie zu runden vermag. In jedem Fall ist diese Art Tagebuch objektgebunden: Der Autor sieht, erfaßt, überprüft einen Gegenstand, einen Vorgang, einen abstrakten Gedanken und formuliert einen Einfall dazu. Häufig wird dieser pointiert gestaltet, deshalb sind Aphorismen- und Maximen-Sammlungen die nächsten Nachbarn dieser diaristischen Gattung. Im Falle der *Sudelhefte* Lichtenbergs wurde ein in diesem Sinne echtes Tagebuch posthum für Aphorismensammlungen ausgeschlachtet. Manchmal weiten sich die Einfälle zu apokryphen Abhandlungen, wie etwa in Leopardis *Zibaldone*, behalten aber immer noch das Spontane des Einfalls bei, so daß nicht gleich jeder Gedanke mit Harpunen im Fleisch der abendländischen Philosophie verankert werden muß. Die Geschichte dieser Tagebücher beginnt im Grunde schon mit den Aufzeichnungen Leonardo da Vincis und setzt sich über Pascals *Pensées* weiter fort bis zu Hebbel, Jünger, Valéry und Pavese. In vielen Tagebüchern dieses Typs fehlt eine genaue Datierung der einzelnen Notate, oder der Autor ordnet sie sogar schon nach Themen (wie Pascal seine *Pensées* oder Valéry die *Cahiers*), denn sie sind nur in geringem Maße an die Zeit ihrer Entstehung und die chronologische Progression gebunden. Ein guter Einfall hat keine Zeit.

Die zweite Gattung des literarischen Tagebuchs geht von der Vorstellung aus, daß die ohne Absicht gesammelten und ohne Gliederung aneinandergereihten Notate irgendwann eine verborgene Ordnung offenbaren werden. Ihre Autoren glauben, daß Zeit selbst nur eine unendliche Kette von Augenblicken darstellt und daß man deshalb den Augenblick festhalten müsse, um die Zeit selbst - oder doch wenigstens den kleinen Teil der Zeit, in dem sie leben -

fassen zu können. Green, der unzweifelhaft in die Reihe dieser Diaristen gehört, hat dies oft formuliert, z. B. so:

Von einem Gespräch, das ich vorgestern führte, wüßte ich nichts als lohnend festzuhalten; es war eine banale Unterhaltung, und doch bedaure ich, sie nicht notiert zu haben, denn im Lauf der Zeit hätte sie an Bedeutung gewonnen. Was würde man nicht darum geben, der banalsten Unterhaltung zwischen zwei Parisern von vor zweihundert Jahren zuzuhören! Wir stürzen uns ja auch auf die Nichtigkeiten, die Pepys um 1660 festgehalten hat. Ohne es zu wissen, sagen wir manchmal aufregende Dinge, die die Farbe der Zeit auffrischen würden, wenn wir uns die Mühe nähmen, sie aufzuschreiben, doch all das ist verloren. (26. März 1943)

Samuel Pepys, der hier genannt wird, ist in der Tat der Stammvater dieser Form des Tagebuchs, die inzwischen eine Unzahl von Varianten entwickelt hat, angefangen vom politischen Tagebuch eines Karl August Varnhagen, der auf diese Weise nach dem „Geist der Zeit“ sucht, über die religiösen Tagebücher etwa der Pietisten des 18. Jahrhunderts, die noch in den kleinsten Seelenregungen Gott aufzuspüren hoffen, bis hin zur radikalen Selbst-Dekonstruktion Amiels, der in den Beobachtungen psychischer Momente dem rätselhaften Ich nachjagt. Auch der in den letzten Jahren zu Ruhm gekommene Victor Klemperer hätte Greens Definitionsversuch zweifellos unterschreiben können, auch er suchte in der Aneinanderreihung von an sich belanglosen Kleinigkeiten das Ganze seiner Zeit. Green nimmt zwischen den möglichen Extremen eine Mittelposition ein, er sucht Gott, ohne die Welt je dabei zu vergessen, er erforscht sein Inneres, doch er respektiert die Grenzen des Unbegreiflichen in der Psyche, er faßt auch politische Ereignisse ins Auge, doch beläßt es dabei nie bei objektiv sein wollenden Beobachtungen der Außenwelt, sondern filtert diese stets durch die eigene Individualität. Nur die Indiskretionen etwa der Brüder Goncourt, die in ihren Tagebüchern den Klatsch und Tratsch der Pariser Hautevolee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts festhielten, lehnt er ganz ab. Einen Bekannten, der befürchtet, seine Gespräche könnten im Tagebuch wiedergegeben werden, beruhigt Green, er tue dies nie, ohne dem Betreffenden vorher den Text zu zeigen (27. November 1948). Daher kommt es wohl, daß wörtlich protokollierte Gespräche so selten sind; nur die Begegnungen mit André Gide sind meist in aller Ausführlichkeit wiedergegeben, weil Gide selbst dazu aufforderte.

Green ist zum Tagebuch-Autor prädestiniert, denn er glaubt nicht an Dauer oder an die Linearität von Zeit. Er läßt sich treiben in einem Meer von Reminiszenzen, führt Unterhaltungen zwischen dem Ich, das er einst war und dem Ich, das er jetzt ist und stößt

immer wieder auf Zeitkapseln in seiner Erinnerung, die Schmerz oder Freude mit sich bringen. Und überall existiert für ihn letzten Endes nur der Moment, der jetzt schon wieder verstrichen ist und nur in Gott zur Ewigkeit werden kann:

„Beim vierten Ton“, sagt das Radio, „ist es genau acht Uhr.“ Zwischen eine praktisch unermessliche Vergangenheit und eine Zukunft mit unbekanntem Grenzen schiebt sich die schmale Gegenwart, ein Sekundenbruchteil. Wenn der vierte Ton verklungen ist, ist schon nicht mehr acht Uhr. Unser „acht Uhr“ stürzt in den Schlund der Vergangenheit und ist nicht gegenwärtiger als ein „acht Uhr“ zur Zeit Pharaos oder Nebukadnezars. Aus der Zukunft kommend, wird diese fast kaum zu erhaschende Gegenwart sogleich von der Vergangenheit geschluckt, die sich mit Zukunft mästet. Wir bestehen aus fortlaufend in Vergangenheit verwandelter Zukunft, wir sind gewesen, und wir werden sein, aber eigentlich *sind* wir fast nicht. Einzig Gott ist in der unveränderlichen Gegenwart, dem Stoff, aus dem die Ewigkeit ist. Mir kommen Zukunft und Vergangenheit vor wie zwei Ungeheuer, die sich unablässig und unermüdlich aufeinanderstürzen. Geht die Vergangenheit auf die Zukunft los, oder wirft sich die Zukunft auf die Vergangenheit? Die Frage ist gestellt worden. Gemeinplätze, bei denen einem schwindlig wird. (24. März 1973)

Dabei ist sich Green bewußt, daß der Versuch, diesen flüchtigen und ständig in die Vergangenheit stürzenden Augenblick festzuhalten, eine Unmöglichkeit ist und die Gattung Tagebuch selbst unmöglich machen würde: „Von Anfang bis Ende unseres Lebens durchquert uns ein Schwall von Gedanken, von denen wir nur ein paar wenige mit einiger Klarheit erfassen. Was ist unter diesem Gesichtspunkt ein Tagebuch, und was für eine Wahrheit kann ein solches Werk enthalten? Was wir herausgreifen, um darüber zu sprechen, ist nur ein winziger Teil eines Ganzen, das nur von Wert ist, wenn es in seiner Gesamtheit erfaßt wird“ (28. September 1941). Das bedeutet, der Augenblick ist zwar das konstituierende Zeitelement des Tagebuchs, sofern man nur das einzelne Notat betrachtet; um zu einer „Gesamtheit“ zu werden, bedarf es aber noch eines anderen, eines, das aus einer unendlichen Zahl von Augenblicken diejenigen auswählt, die festgehalten werden sollen. Da das Tagebuch eine autobiographische Form ist, also nur auf den Autor bezogen existiert, kann dieses Auswahlinstrument nur dessen Gedächtnis sein. „Das Gedächtnis bewirkt, daß wir wir selbst sind. Eine unermessliche Anhäufung von Erinnerungen bildet das, was wissentlich *ich* sagt, denn sonst irren wir durch eine grenzenlose Leere, auf der Suche nach jemandem, der nicht mehr da ist“ (27. Juli 1990). Das Gedächtnis bewirkt auch, daß der Diarist Ereignisse und Augenblicke auswählt, die alle einen bestimmten Bezug zu ihm haben, die irgendeine Assoziation in ihm wecken, und stellt so die Einheit des Tagebuchs her. Vergewährtigen wir uns dies an einem Beispiel, der Eintragung vom 28. Mai 1982:

Ein Anruf des Abbé Petit, Bruder des armen Jacques, Herausgeber meines Tagebuchs, setzt uns darüber in Kenntnis, daß der Kranke im Sterben liegt. Er war ein tüchtiger und mutiger Bursche, gewissenhaft und treu, der das schreckliche Übel, das ihn hinwegraffte und der Zigarette zuzuschreiben ist, mit einer gewissen herzerreißenden guten Laune hinnahm. Er war um die fünfundvierzig. Ein anderer meiner Freunde, Benoît, der auch nicht von seiner Gewöhnung an die verfluchte Zigarette loskommt, leidet an einer Pneumonie und spricht von Lungenbläschen. Sein Arzt hat ihm gesagt, er schwebt in Gefahr, aber der unglückliche Junge kann sich nicht überwinden und raucht weiter, so krank er auch ist.

- Wundervolle Seiten von Joyce über den Prozeß Wildes, glänzend, ruhig, niederschmetternd für die Gesellschaft, die diesen armen Mann verurteilt hat. „*Poor fellow!*“ sagte mein Vater, als er von der Verurteilung erfuhr.

- Der Papst ist in London, zum erstenmal seit 1531, als Heinrich VIII. den versammelten Bischöfen mit Donnerstimme kundtat, daß sie fürderhin nur noch ihm allein, von nun an Oberhaupt der englischen Kirche, Rechenschaft schuldig seien. Was nichts daran änderte, daß er ein Leichenbegängnis im reinsten römischen Stil und von unerhörtem Prunk bekam.

- Auf den Malwinen wird auf beiden Seiten weitergestorben. Zwanzigjährige Kinder werden in den Tod geschickt, kommen im Feuer um oder ertrinken im eisigen Wasser. All das wegen einer unerbittlichen Dame, bequem in ihren Sesseln sitzenden Parlamentariern und für ein schon längst überholtes Königtum.

- Gestern die Privats zum Mittagessen. Sie haben Bewunderungsrufe ausgestoßen, als sie diese Räume sahen, in denen das 19. Jahrhundert und das ganze Mobiliar meines Großvaters zu neuem Leben erwachen, die rotgepolsterten Sessel, auf denen illustre Hinterteile Platz genommen haben: Dickens, Thackeray, die Generäle des Südens ... und leider auch der von General Sherman.

In diesen fünf Absätzen kommen Themen zur Sprache, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben: Betroffenheit über den Tod eines Freundes, der an Lungenkrebs erkrankt war, eine Lektürenotiz, der Besuch des Papstes in London, der Falklandkrieg, schließlich, der einfachste Vorgang, ein Essen mit Freunden. Alle Themen aber sind verkettet durch die Erinnerungen des Autors, verkettet zwar nicht direkt untereinander, jedoch indirekt, indem in jedem Abschnitt zwar ein Ereignis aus der Gegenwart auslösendes Moment des Notats ist, von dieser Gegenwart aber sofort Kettenglieder in die Vergangenheit führen. Von fünf unterschiedlichen Ausgangspunkten führen - im wahrsten Sinne des Wortes - Erinnerungsketten in das Dunkel der Vergangenheit, wo sie sich irgendwo im Unsichtbaren treffen. Alle sind letztlich verknüpft miteinander, weil alle auf grundlegende Erlebnisse, Urängste oder Obsessionen des

Autors zurückgehen, die bewirken, daß er gerade diese aktuellen Geschehnisse auswählt, und auf welche Weise er sie mit seinen Reminiszenzen verknüpft.

Das einfachste und nachvollziehbarste Beispiel ist das des sterbenden Freundes; jeder wird in einem solchen Fall den Charakter des Freundes rekapitulieren, über die zum Tode führende Krankheit und ähnlich gelagerte Fälle nachdenken. Die Reminiszenzen der folgenden Abschnitte sind hingegen ganz persönlicher Art: Oscar Wilde ist (wie schon oben erwähnt) für Green einerseits der gegen jede Vernunft Liebende, andererseits verbindet sich mit ihm eine Erinnerung an ein Erlebnis der Studienzeit, als er selbst sich schemenhaft seiner Homosexualität klar zu werden begann; endlich kommt noch der Satz des Vaters hinzu, der allerdings, da Wilde schon 1895 wegen Homosexualität verurteilt wurde, nicht persönlich erinnert sein kann, von Green aber vielleicht insgeheim als Zustimmung zur eigenen Homosexualität gedeutet worden ist. Das Notat über den Papst in London ist ein Beispiel für eine historische Reminiszenz: Das Gedächtnis macht einen Sprung von Johannes Paul II. zu Heinrich VIII., von 1982 zu 1531. Warum? Vielleicht, weil Green selbst den umgekehrten Weg gegangen ist, er trat 1916 von der anglikanischen zur katholischen Kirche über; so muß also eine (Wieder-)Annäherung der beiden Kirchen von mehr als nur historischem Interesse für ihn sein. Der Krieg auf den Malwinen (daß Green hier den argentinischen Namen statt des englischen „Falkland“ benutzt, ist wohl als zusätzlicher Protest gegen die Politik der Thatcher-Regierung gemeint) erinnert Green, wie alle anderen Kriege auch (und wie viele Kriege registriert nicht sein Tagebuch!), an jene Tage der Jahre 1916/18, da er, zunächst als amerikanischer Sanitätshelfer, schließlich gar in der französischen Armee, am ersten Weltkrieg teilnahm und sich beim Anblick eines gefallenen Soldaten schwor, niemals, selbst in Gefahr des eigenen Lebens nicht, zu töten. Und endlich, im letzten Absatz, ist man wieder in der Wohnung des Autors, unter den Möbeln, die er unzählige Male über Jahrzehnte hinweg beschrieben hat, aus der Gegenwart stürzt man zurück ins 19. Jahrhundert, mitten hinein in eine Atmosphäre aus Wohlstand und Bildungsbürgertum, und dann, ohne Übergang, wetterleuchtet am Horizont wieder jenes von den Eltern ererbte Trauma, der amerikanische Bürgerkrieg, und immer noch ist der Zorn auf den Norden (in Gestalt Shermans) nicht verwunden. – Man sieht also, wie das Gedächtnis des Autors aus einer Masse disparater Zeit-Fragmente diejenigen auswählt, die in seiner Erinnerung Echos wachrufen, und wie sie immer wieder, durch Überlagerungen, Überblendungen, Verknüpfungen, Diffusionen und organische Akkumulationen auf jene Grundthemen zurückgeführt werden, die über siebzig Jahre hinweg

das Tagebuch Julien Greens strukturiert, organisiert und dendrochronologisiert haben. Auf diese Weise entsteht Einheit in dieser über fünftausendseitigen Textmasse.

Die Emphase, mit der Green für sein Tagebuch Wahrhaftigkeit reklamiert, hat hier ihren Ursprung. An sich besteht seit Goethes *Dichtung und Wahrheit* weitgehende Übereinstimmung, daß jeder, der seine Autobiographie schreibt, darin mogelt, ja man gesteht ihm in gewissem Grade sogar das Recht auf Fälschung zu. Green dagegen ist von Anfang an entschlossen, von diesem Recht keinen Gebrauch zu machen. Als 1928 jemand in seiner Gegenwart äußert, „daß es ihm unmöglich erscheine, absolut aufrichtig und wahrhaft Tagebuch zu führen“, verweist er mit Stolz auf sein eigenes Tagebuch als Gegenbeweis und meint, „daß die Aufrichtigkeit eine Gabe wie jede andere ist“ (19. Dezember 1928). Als ihn ein halbes Jahrhundert später ein Taxifahrer fragt, ob er in seinem Tagebuch ehrlich sei, braust er auf und entgegnet: „Ich bin es sogar auf brutale Weise, wenn nötig“ (14. Oktober 1984). Dieses Pathos der Aufrichtigkeit wirkt manchmal auf fast komische Weise naiv, wo wir uns doch daran gewöhnt haben, daß jeder sein Leben fälscht - und es unumwunden zugibt. Und dennoch, so überraschend es ist: Green hat recht! Nicht nur, daß das Tagebuch allgemein weniger Möglichkeiten zum Retuschieren läßt als die Autobiographie, einfach weil die Zeit dazu nicht ausreicht. Das Bemerkenswerteste an Greens Tagebüchern ist vielleicht die völlige Uneitelkeit des Autors. Obwohl er ja im Grunde pausenlos von sich spricht, scheint er sich als Person kaum wahrzunehmen; Preise werden ihm verliehen, Dissertationen über ihn geschrieben, Empfänge zu seinen Ehren gegeben, Radio und Fernsehen zerren ihn vor die Mikrophone - er nimmt das alles mit der staunenden Gleichgültigkeit eines Kindes hin. Es ist, als ob er neben sich stünde. Er schreibt nicht, weil er dieses Ich, das er darstellt, für so übermäßig wichtig und interessant hält, sondern weil er sich für ein Medium hält, durch das hindurch etwas anderes spricht. „Zuweilen habe ich den Eindruck, die Zeit gehe durch mich hindurch wie der Wind durch einen Baum“ (7. Februar 1952). Die Erinnerungen, von denen oben die Rede war, sind also nicht nur die des Menschen Green, sie sind darüber hinaus die einer Person, die zum Kreuzungspunkt der Zeiten wird, zum Durchgang der Jahrhunderte. Es sind weit mehr als die Erinnerungen eines Menschen, die auf diesen Blättern wiedergegeben werden.

Vorhin schaute ich auf eine große Fläche schwarzen Wassers, aus der tote Kiefern ragten, und da hatte ich das Gefühl, als würden so alte und verworrene Erinnerungen in mein Gedächtnis quellen, daß die Zeit plötzlich stehenbleiben und sich auflösen müßte

- ich kann es nicht anders sagen - und daß ich auf nicht beschreibbare Art an den Anfang der Menschheitsgeschichte zurückversetzt wurde. Das Gedächtnis der Menschheit ist Erbe aller, und es existiert bestimmt kein Individuum, das nicht in irgendeinem Augenblick seines Daseins gefühlt hätte, daß ein winziger Teil dieses Erbes ihm verliehen ist. Wir hängen so sehr voneinander ab, daß niemandem etwas ganz gehört, und so ist uns auch jede Freude und jeder Schmerz gemeinsam. Es gibt keinen Weg auf dieser Welt, den nicht ein jeder von uns gegangen wäre, keinen einzigen Winkel dieser Erde, in dem er nicht gehofft oder gelitten hätte. Die ganze Erde ist bevölkert von Generationen von Geistern. Vor dieser Landschaft der Vernichtung habe ich begriffen, wie sehr die Stille vonnöten ist, damit wir die Stimme all jener vernehmen, die vor uns da waren. Hören wir auf dieses große Geraune! (21. Februar 1941)

Manchmal erreicht Green tatsächlich, daß man den Wind der Zeit durch sich wehen spürt, das Raunen der Jahrhunderte hört, daß man an einer kollektiven Erinnerung teilzunehmen glaubt!



ES HAT IN MEINEM LEBEN EINEN SEHR KURZEN MOMENT GEGEBEN, ÜBER DEN ICH NIE MIT JEMANDEM GESPROCHEN HABE, AN DEN ICH JEDOCH MANCHMAL DENKE UND DER IN MEINEN AUGEN NOCH IMMER SEIN GANZES GEHEIMNIS BEWAHRT. ES MUß 1932 ODER 1933 GEWESEN SEIN, AN EINEM SEHR SCHÖNEN SPÄTNACHMITTAG IM MAI, IN MEINER BIBLIOTHEK. DIE SONNE WARF AUF DIE HINTERE WAND DES RAUMS LICHTFLECKEN, DIE ICH AUF EINEM KANAPEE LIEGEND BEOBACHTETE. IRGENDWANN ERREICHTEN DIE SEHR LANGSAM WANDERNDEN FLECKEN DEN RAND EINES RAHMENS. ICH WEIß NICHT, WARUM MICH DABEI WIE IN EINER ART OFFENBARUNG DAS GEFÜHL DER UNENDLICHEN TRAURIGKEIT DES UNIVERSUMS BEFIEL. WELCHEN SINN MÖGEN DIESE WORTE FÜR JEMANDEN HABEN, DER NICHT GENAU DAS GLEICHE ERLEBT HAT WIE ICH? ABER ICH KANN DEM SOEBEN GESCHRIEBENEN NICHTS ANDERES HINZUFÜGEN, ALS DAß ICH ZUM ERSTENMAL VON EINER MELANCHOLIE ERGRIFFEN WURDE, DIE VÖLLIG AUS MEINEM GEIST ZU VERTREIBEN MIR NIE GELUNGEN IST. SEITDEM KONNTE ICH MITUNTER SAGEN, DER ANBLICK EINES LICHTFLECKS AUF EINER WAND SEI FÜR MICH EINES DER TRAURIGSTEN DINGE AUF DER WELT, ABER WIE KÖNNTE MAN EINE SO SONDERBARE UND ANSCHEINEND SO UNVERNÜNFTIGE BEMERKUNG VERSTEHEN? (8. Oktober 1947)



War Julien Green ein Mensch des 20. Jahrhunderts? Er selbst hat sich mehr als einmal daraus weggewünscht, während des 2. Weltkrieges etwa seufzte er einmal: „Ich wäre 1840 glücklich gewesen, 1640 noch glücklicher“ (11. November 1940). Viele haben tatsächlich einen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts in ihm gesehen, wogegen er einmal heftig protestierte (19. Juli 1983), allerdings in einem Ton, der nicht recht überzeugen wollte. Die Stilmittel seiner Romane stammen tatsächlich aus der großen Zeit der angelsächsischen Romankunst von Jane



Austen bis Thomas Hardy, er selbst nennt Dickens und Hawthorne als Vorbilder, und ein Roman wie *Mitternacht* erscheint streckenweise wie eine Paraphrase auf Charlotte Brontës *Jane Eyre*: in beiden Büchern ist die Heldin eine Waise, die sich mit bösen Stiefgeschwistern auseinandersetzen muß, und Fontfroide ist sicherlich das bizarrste, verwinkelt-verwunschenste, schatten- und geheimnisreichste gotische Schauer-Haus, das man seit Thornfield Hall erlebt hat. Greens Stil ist von größtmöglicher Schlichtheit, meidet alle Exaltiertheiten der Avantgarden des 20. Jahrhunderts. Das Erzählen selbst zu problematisieren scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein, die meisten seiner Romane sind objektiv, ohne sichtbare Erzählerfigur, berichtet; die Zeit ist eine plane Fläche, auf der die Handlung chronologisch voranschreitet, ohne Verschränkungen, Verrückungen und Verschiebungen. Nur in einem seiner Romane, in *Die Sterne des Südens*, gibt es eine längere Rückblende, und die ist dann so einfach und kunstlos wie möglich eingefügt. Was dagegen die Genauigkeit und Grausamkeit des Blicks angeht, den Green mit der Bösartigkeit eines Folterknechts auf seinen Figuren ruhen läßt, ist er weit vom Plauderton eines Fontane, von der Sentimentalität eines Dickens entfernt, da paßt er eher in das 17., das Große Jahrhundert, wie man es in Frankreich nennt. „Diese Menschen des 17. Jahrhunderts verstanden es trefflich, einen zu verunsichern und dann in Angst und Schrecken zu versetzen. Der Ton ist vollendet, der Satz ausgewogen, fast ruhig. Entsetzlich“ (6. März 1973). In der Tat, keine schlechte Charakterisierung eines Greenschen Romans - auch wenn hier in Wahrheit von einem Geistlichen aus der Zeit Ludwigs XIV. die Rede ist.

Auch ins Mittelalter sehnt Green sich oft zurück, besonders beim Anblick einer romanischen Kirche, deren Baustil ihm als Verkörperung eines einfachen, mächtigen Glaubens erscheint, wogegen sich in der Gotik eine „mystische Nervenkrise“ ausdrücke, „die uns Kirchenschiffe von märchenhafter Höhe schenken wird, die wie ein gen Himmel geschleuderter Schrei sind, während die romanische Kirche sich damit zufriedengibt, sich mit Gott in einem ruhigen und tiefen Gebet zu vereinigen“ (29. Mai 1981). Von allen Epochen der europäischen Geschichte ist allerdings eine, die er auf den Seiten seines Tagebuchs praktisch völlig ignoriert: das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Vernunft. Der Begriff *Vernunft* ist in diesem literarischem Riesenwerk nahezu inexistent. Ich finde in meinen Notizen nur drei Belegstellen, in denen er vorkommt. Zum einen bei Gelegenheit einer intensiven Lektüre von Calvins *Unterricht im Christentum*; er, Calvin, sei „vor lauter Vernunft geradezu monströs. Er ist die verrückt gewordene Vernunft“ (26. August 1954). Die zweite Stelle bezieht sich auf einen

französischen Mediziner des 19. Jahrhunderts, dessen Namen man deutscherseits sehr gut durch den Virchows ersetzen könnte, der bekanntlich einen ganz ähnlichen Ausspruch getan hat: „Ich habe unter meinem Skalpell nie eine Seele gefunden“, sagt Charcot. (...) so etwas nenne ich vor lauter Vernunft verblödet“ (13. April 1992). Drei Jahre später wird der Satz „Die Seele gibt es nicht“ dem Nobelpreisträger Francis Crick zugeschrieben, was Green mit einem kargen „Ohne Kommentar“ kommentiert (11. Februar 1995). Man weiß inzwischen schon, daß er für diese Männer der Vernunft nur Verachtung übrig hat. Und schließlich die dritte Belegstelle, die als Antwort des Gläubigen auf die Argumente der Vernunft gelesen werden kann: „Welch ungeheure Verantwortung haben wir Gläubigen in einer irre gewordenen Welt, für die der Unglaube die Norm ist, gleichbedeutend mit gesundem Menschenverstand und Vernunft!“ (19. April 1955). Hier wird die Vernunft nicht nur gleichgesetzt mit Unglaube, sondern auch verantwortlich gemacht für den desolaten Zustand der Welt. Wie soll man *vernünftig* gegen diese Schlußfolgerung argumentieren?

Kommen wir wieder auf die Frage zurück, ob Green ein Mensch des 20. Jahrhunderts war. Daß die Vernunft als Kategorie für ihn praktisch nicht vorhanden ist, spricht noch nicht dagegen, denn es ist doch immerhin fraglich, ob Vernunft und 20. Jahrhundert überhaupt etwas miteinander zu tun haben. Auch als eine Zeit des Fortschritts, als die wir unsere Epoche gern selbst definieren, hat Green das Jahrhundert nicht gesehen, im Gegenteil, er sah Verluste und Untergänge und ein Fortschreiten höchstens ins Dunkle hinein. „Heute glaube ich, daß unsere Zivilisation sterben will. Im Spirituellen verzichtet sie auf alles, was ihr wertvollster Besitz ist. Sie will mit ihrer Religion nichts mehr zu tun haben, sie will nicht mehr glauben, sie errichtet Bauwerke, für die sie sich schämen muß, sie vergißt ihre Sprache, sie denkt nur mehr daran, Massenvernichtungsmittel zu schaffen. Nichts kann sie auf dieser schiefen Ebene aufhalten. Es bereitet ihr Vergnügen zu gleiten“ (12. April 1982). Green verzeichnet die Degenerierung einer Zivilisation, er sieht sie im Religiösen, im Kulturellen, im Sprachlichen, sogar in den täglichen Umgangsformen, in einem Verlust des Individuellen zugunsten von Staat und Wissenschaft. „Wo bin ich in dieser neuen Welt? Ich habe so manche Epoche erlebt; auch der großartigste materielle Fortschritt verbirgt nicht die Leere einer ganzen Zivilisation“ (16. Juni 1985). Ist das, denkt man plötzlich, nicht einfach nur das typische Greisen-Gejammer eines über Achtzigjährigen, der das voraussehbare Ende seines Lebens mit dem Ende der Welt verwechselt? Man kennt dergleichen doch! Aber das würde zu kurz greifen:

Manchmal gibt man mir unterschwellig zu verstehen, ich lebte in einer Welt, die es nicht mehr gibt. Das ist keine Frage des Alters. Mit zwanzig hörte ich an der Universität denselben Vorwurf, und es ist wahr, daß ich mich weigere, meiner Zeit zu folgen, die mehr und mehr dem Glauben abschwört, denn allein darum handelt es sich. Unsere Welt ist im Begriff, ihre Seele zu verlieren, wie der Mann in der Novelle von Chamisso seinen Schatten verlor, doch seiner Seele verlustig gehen ist unendlich schwerwiegender! (23. September 1961)

Green ist nicht der Mann, der seine Welt nicht mehr versteht, im Gegenteil, er versteht sie sehr gut - aber er sieht eine Welt, die im Sterben liegt! Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sich in der Biographie des Autors die Katastrophen förmlich die Hand reichen. Immerhin hat er nicht nur selbst den ersten und zweiten Weltkrieg erlebt, das Ende der „Belle Epoque“ und den Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940, schließlich noch - in seiner Sicht keine von den geringeren Katastrophen! - das Ende der alten katholischen Kirche nach dem 2. Vatikanischen Konzil; er war auch durch seine Eltern mit dem Untergang einer Welt belastet worden, die zwar lange vor seiner Geburt schon zu existieren aufgehört hatte, in den Erzählungen der Mutter jedoch eine eindringliche Präsenz behielt, die Welt der amerikanischen Südstaaten nämlich, die für ihn immer eine geistige Realität blieb. Und selbst wenn man diese biographische Prägung des Autors beiseite ließe, ist das Tagebuch selbst ein kaum zu wiederlegendes Argument gegen vorschnelle Jubelfeiern und allzu optimistische Bilanzen am Ende dieses Jahrhunderts; kann es doch auch als einzigartige Sammlung von Katastrophen gelesen werden, angefangen bei Erdbeben und Vulkanausbrüchen über Verkehrsunfälle und Flugzeugabstürze hin zu dem, was der Mensch dem Menschen antut, als da wären Folterung und Todeslager, Revolutionen, Kriege und Gemetzel jeder Größenordnung. All das ist hier verzeichnet, aber mehr noch spürt Green dem nach, was mit dem Geist der Menschen geschieht, die in einer Welt von Gewalt und Zerrüttung leben. Diese wahrhaft niederdrückende Beweislast löscht jeden Gedanken aus, man hätte es vielleicht nur mit einem vergreisten Nörgler zu tun, und es hat Gewicht, wenn er vor jenen inneren Versehrungen warnt, die ein kommendes Jahrhundert noch bringen kann:

Man mag das Leben lieben und die Welt um einen herum und all das, was Schönheit und Verführungskraft unserer Erde ausmacht, man kann dennoch nicht in der Illusion des Fortschritts leben. Ich gehöre nicht zu jenen, die glauben, daß das Gestern besser als das Heute gewesen sei, daß immer alles zusammenbreche, denn jede Epoche bringt ihr eigenes Licht mit sich, das mehr oder weniger stark ist, mehr oder weniger von kurzlebigen falschen Blitzen verdunkelt wird. Und unsere ist in dieser Hinsicht gut bedient! Wir sind eine Epoche des Übergangs. Ein neues Jahrhundert rückt näher; es

liegt in unserer Hand, ob es zu jenem weißen Ungetüm wird, das auf unsere *Titanic* zusteuert. Jede Epoche ist ein Augenblick der Schweben zwischen der Nacht, in der die Vergangenheit versinkt, und dem Morgengrauen der Zukunft, aber das Ende eines Jahrtausends wirbelt vielleicht mehr Hoffnungen auf. Und welche Gegenwarten - in allen Bedeutungen des Wortes - bereiten wir dieser Zukunft vor? Raketen, neue Waffen, Satelliten, nicht um dem einzelnen zu helfen, sondern um ihn zu unterwerfen, auszuspionieren, ihm das Gehirn vollzustopfen mit vorgefertigten Bildern, ihm die Verantwortung für sich selbst zu nehmen. (1. August 1981)

War Julien Green ein Mensch des 20. Jahrhunderts? Die Frage ist falsch gestellt, nicht nur darum, weil es kaum gelingen wird exakt zu definieren, was denn einen Menschen dieses Jahrhunderts auszeichnen müsse. Es kann darauf nur subjektive Antworten geben, also sollte man von vornherein nur eine subjektive Frage formulieren: Wie spiegelt sich das 20. Jahrhundert wider im Denken und Schreiben eines Autors, dessen Lebensdaten nahezu identisch mit dem Säkulum sind und der siebzig Jahre lang Augenblicke daraus gesammelt und veröffentlicht hat. Also nicht: Gehört der Autor in dieses Jahrhundert, sondern: Wie sieht das Jahrhundert dieses Autors aus?

★

WAS FÜR EINE STILLE IN DIESEN ZIMMERN, WELCH GEHEIMNISVOLLES LICHT WIRD GEGEN ENDE DES TAGES IN IHNEN LEBENDIG ... ES IST SCHON DAS SOMMERLICHE LICHT, ABER MIT DER SEHNSUCHT DES FRÜHLINGS. WIE FRÜHER IN DEN HÄUSERN, DIE WIR IN PASSY BEWOHNTE, BETRACHTETE ICH DAS PARKETT, DAS IN DER DÄMMERUNG WIE DER SPIEGEL EINES SEES GLÄNZT; ES SIEHT SO AUS, ALS WÜRDEN DIE TEPPICHE AUF WASSER SCHWIMMEN. (15. März 1957)

★

Womit beginnt das 20. Jahrhundert des Julien Green? Vielleicht mit einem Traum von ewiger Jugend, eingefangen in einem Gemälde von Edward Munch, *Mädchen auf der Mole*. Das reglose Glück, Friede auf Erden, absolute Klarheit, völliger Stillstand - doch über allem ein Gefühl der Morbidität, das einem sagt, diese Szenerie perfekter Harmonie müsse im nächsten Moment für immer verschwinden und etwas Grauenhaftem Platz machen:

Drei Mädchen. Sie sagen sich Dinge, die man einander sagt, wenn man in der Dämmerung das Wasser betrachtet, denn es ist eine nordische Dämmerung, dieser lange Abend, an dem die fast graue Sonne nicht mehr so recht weiß, ob sie nicht eine Art Erntemond geworden ist. (...) Die drei Mädchen sprechen und schauen dabei ins schwarze Wasser. Sie stellen sich Fragen. Was wird aus ihnen werden? Sie sind alle

drei in klare und luftige Farben gekleidet: weiß, grün, rot, wie drei Emanationen ihres innersten Wesens. (...) Ich vernehme, daß Munch diese Mädchen 1899 in Norwegen gemalt hat, aber diese Mole führte in unser Jahrhundert. Keine Details, man sieht, daß Details überflüssig sind. Die Expressionisten haben uns die Welt so roh gezeigt, als wollten sie die Erscheinungen durchdringen. Und dennoch lebt diese Welt, lebt sie von ihrer zweiten Existenz eines reglosen, in einem Bild erstarrten Glücks. Erstarrt? Nein, die breiten Pinselstriche sind fließend; die Straße verläuft sich in einem Anderswo, eine geheime Nacht strömt durch die Linden; das Haus betrachtet dieses reglose Glück, mehr noch, *belauert* es. Ohne es zu wissen, befragen die Mädchen einen Abgrund, das Wasser des kommenden Jahrhunderts, mit seinen Geräuschen und seinen Ausbrüchen, allem, was die Harmonie eines Jahrhunderts stören wird, das zu Ende geht und sich für unwandelbar hält. Nichts ist unwandelbar. Das Erbe wird im Blut weitergegeben: die Agonie wird 1914 eintreten. Die Unruhe liegt bereits in der Landschaft, und diese drei Gestalten der Jugend nehmen sie in ihrem schweigsamen Gespräch nicht wahr, denn der Traum der Mädchen im Inneren des Bildes setzt sich im Betrachter fort; ein subtiler Austausch findet statt, wie in einem Roman, in dem nichts geschieht. Ist das der Friede auf Erden? Man weiß genau, daß dem nicht so ist, doch der Augenblick hat alles in der äußeren Welt aussetzen lassen. Diese kleine Mole von Aasgaardstrand ist in ebendieser Minute das Glück der Welt. Die Landschaft schimmert in einer zarteren Färbung, nicht stumpf, sondern wie Asche, das Phantom einer Landschaft von der anderen Seite des Spiegels, die die Gedanken dieser drei Träumerinnen auf sich zieht. Alles wiederholt sich, außer dieser Sonne - oder diesem Mond -, die auf der Schattenseite fehlt. Wird die Zukunft ohne Gestirne sein? Und das reglose Glück ruht in den Händen eines Zauberers, der es verrinnen läßt, so wie man es von der Zeit sagt. Die drei Mädchen, das ist die Jugend eines jeden von uns, die zugleich ewig währt und nur eine Illusion ist. (26. Oktober 1983)

„The Child is Father of the Man.“ Dieses Zitat von Wordsworth setzt Green als Motto über seine Autobiographie. Ein scheinbar simpler Satz, der seine heimtückisch verborgene Paradoxie erst in der Anwendung auf das reale Leben entfaltet und dort eine unermeßlich komplexe und verwirrende Bedeutung erhält. Fein und zerbrechlich wie Spinnenfäden an einem Herbstmorgen sind die Verbindungen, die geknüpft sind zwischen dem Kind, dem Mann und dem Greis, und doch ist das ganze Leben darin so fest eingesponnen, daß kein Moment des Lebens völlig isoliert ist, jeder eine Entsprechung in einem anderen findet, und seien sie auch durch ein ganzes Lebensalter voneinander getrennt. Das Kind singt 1908 auf deutsch: „Komm in den kleinen Pavillon, / Komm zum süßen Rendezvous“, eine Zeile aus Lehars *Lustiger Witwe*, deren Noten der Vater aus Wien mitgebracht hatte. Der Neunzigjährige erinnert sich beim Wiederhören der Operette daran, und wieder ist es der Vorabend eines Krieges, diesmal des Golfkrieges (15. Januar 1991).

Green hat den Blick eines Malers. Farben durchziehen das Tagebuch von der ersten bis zur letzten Seite, sie werden in allen Schattierungen und Nuancen geschildert und sind immer

wieder Anlaß eines namenlosen Daseinsglücks, das ungebrochen bis in die Kindheit zurückzureichen scheint. Das Kind nimmt zunächst keine scharf umrissenen Formen wahr, die Welt ist nur eine unbestimmte Ansammlung von Farben und Licht. Nur der Schmerz ist konkret und genau umrissen, während das Glück diffus ist wie der durch die Gardinen dringende Schein der Abendsonne. „Ich stehe dicht vor einer in hellen Ockertönen getrichenen Wand und gerate, während ich diese Wand betrachte, auf einmal in einen Zustand namenlosen Glücks, der mich in einer Weise über mich selbst erhebt, daß ich nicht mehr weiß, wo ich bin“ (*Aufbruch vor Tag*).

Doch die Kindheit ist nicht nur Farbe, sie ist auch Klang. „Das Kind erschafft ein Land, in dem die Freude der frühesten Jahre herrscht, wo das Paradies singt in Noten, die die Reinheit des Regens in der Morgendämmerung besitzen“ (19. Oktober 1993). Diese Freude ist vermittelt durch die Musik. Durch die Opernarien etwa, die die älteste Schwester Eleonore vor sich hinsummt, oder durch die neapolitanischen Volkslieder, die die Zweitälteste Mary von ihren Aufenthalten in Italien mitbringt, wo sie zur Behandlung ihrer Tuberkulose zeitweise lebt. „Bei Tage gab es Augenblicke, in denen meine Schwester Mary sich ans Klavier setzte und Melodien spielte, die ich erst viel später wiedererkannte, die mich aber mein ganzes Leben lang begleitet haben. Auf dem Teppich sitzend preßte ich mein Ohr an die glatte Holzoberfläche und fühlte mich in einen Orkan von Tönen hineingerissen, der mich in einen außergewöhnlichen Zustand versetzte; eine an Überschwang grenzende Freude vermischte sich dabei mit angenehmem Schauer“ (*Aufbruch vor Tag*). Der Komponist, der am stärksten immer wieder diese Kindheitsszenen heraufbeschwören wird, ist Robert Schumann; es gibt nur wenige Namen, die in Greens Tagebuch häufiger vorkommen als seiner. „Das Kind, das ist Schumann selbst mit seinem reinen und fröhlichen Herzen“ (14. Januar 1981).

*Kinderszenen* heißt eines von Schumanns Klavierwerken, und die erste Nummer daraus trägt den Titel *Von fremden Ländern und Menschen*. Achtzig Jahre, nachdem er diese Stücke von seiner Schwester hat spielen hören, wird er seinen großen Altersroman *Von fernen Ländern* nennen.

Greens Tagebuch ist durchdrungen von Musik, bis in die Melodie der Syntax hinein. Es vergeht kaum ein Tag ohne eine Stunde, die der Musik gewidmet ist (meistens Abends, wenn die Sonne untergegangen ist). Sein Repertoire ist ausgesprochen konservativ und geht kaum über jene Komponisten hinaus, die er von Kindheit an kennt; es beginnt zeitlich mit Bach und

endet mit Skrjabin. Entsprechend dem, was er im Hause der Eltern hörte, bevorzugt er Klaviermusik. Sein Zugang zur Musik ist ausschließlich emotional, wie überhaupt das Tagebuch eine nur gefühlsmäßige Anverwandlung der Welt darstellt. Das ist Greens Erkenntniskritik: Er rationalisiert nicht, er emotionalisiert! Er analysiert die Welt nicht, er entrückt sie ins Mysterium! Was nicht zu begreifen ist, bleibt unbegreiflich - und schön:

In den düstersten Augenblicken, wo alles verloren scheint, genügen manchmal ein paar breit und tief angelegte Klavierakkorde wie bei Bach oder zarte wie in Mozarts Adagios, und schon findet die verwirrte Seele wieder Frieden, schon verflüchtigt und löst sich der Alptraum dessen, was fälschlich Realität genannt wird. Was sagt uns die Musik? Ich weiß es nicht. Ihre Sprache ist unübersetzbar. Sie ist merkwürdig vieldeutig, denn jeder von uns hört nur, was ihn ergriffen macht, und ich wage zu behaupten, daß niemandem die gleiche Gnade wiederfährt. Bei dem einen ruft eine musikalische Phrase die Erinnerung an geheimnisvolle Wälder wach, während der andere, wenn er Goethe heißt und Händel hört, Personen in seidenen Gewändern eine Freitreppe hinabsteigen sieht. Doch das ist nichts im Vergleich zu dem, woran das Herz sich erinnert: ein unvergeßlicher Blick, ein geflüstertes Wort, die das Leben veränderten. Dabei ließen sich derartige Emotionen ausdrücken. Aber da ist auch noch all das, was unaussprechlich ist, was einer anderen Welt entstammt. In einer Schubert-Sonate erhebt sich die Seele eines vom Tod verfolgten Kindes durch ein paar magische Noten bis zum Himmel. Beethoven läßt uns erbeben durch das Gebrüll eines aus seiner Höhle schnellenden wilden Tieres, was zum Zorngebrüll der gesamten Menschheit wird, die sich aufbäumt vor der Ungerechtigkeit. Aber was nützt es, Bild gegen Bild zu stellen? Sie ließen sich unendlich vervielfachen, doch die Musik spricht ihre Sprache jenseits dieser Unendlichkeit. Ich schweige lieber und höre zu, hätte beinahe gesagt: und bete an. (27. Februar 1977)

Die Kindheit erscheint als Folge unerhörter Glücksmomente. „Es war mir nicht möglich, auch nur hundert Schritte auf einem Feldweg zu machen, ohne zu hüpfen und zu singen“, heißt es einmal in *Aufbruch vor Tag*. Aber in dieser Idylle verbirgt sich schon der Teufel, auch wenn das Kind ihn vorerst nur im elterlichen Kleiderschrank heraufbeschwört. Später würde daraus mehr als ein Spiel werden, und der Teufel würde aus dem Schrank, wo er mit den Kleidern der Eltern raschelte, herauskommen und die Seele des Mannes beunruhigen, zu dem das Kind heranwachsen würde. Seltsamerweise sollte es gerade die übergroße Liebe der Mutter zu ihrem jüngsten Kind sein, die er als Brücke nutzen würde.

Am 27. Dezember 1914 stirbt Greens Mutter. Das Ende der Kindheit ist da, so wie der kurz vorher entflammte Krieg das Ende einer Welt bringen wird. Die Zeit heilt keine Wunden, nicht, wenn sie so tief sind. Noch in den letzten Tagebuch-Bänden ist die Wiederkehr des Datums Anlaß kummervollen Gedenkens:

Die Erinnerung an den 27. Dezember 1914 wird mich immer verfolgen. Die ungeheure Einsamkeit rings um unsere Villa du Lac, und im Haus diese Leute, die hin und her gehen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, und sich endlich in ihre Zimmer einschließen, und ich auf der Treppe, die Minute abwartend, in der ich mich, mit pochendem Herzen, in das Zimmer mit den geschlossenen Fensterläden stehlen kann, dorthin, wo jene ausgestreckt liegt, die ich wie nichts anderes auf der Welt liebte. Und der angsterfüllte Kuß auf die eiskalte Stirn, und die Worte der Liebe. (27. Dezember 1993)

Die Mutter, schreibt Green an anderer Stelle, sei eine Art Schutzwall für ihre Kinder gewesen. "Dieser Schutzwall ist im Jahre 1914 eingestürzt. Das war die große Katastrophe meiner Kindheit, die mein Leben über Jahre verdüstert hat" (19. April 1955). Um diesen Schmerz überleben zu können, versuchte der junge Green - wie Kinder es oft tun, deren Eltern früh gestorben sind - die Mutter in sich weiterleben zu lassen, indem er ihre Art und ihr Wesen, ihre moralischen Werte und sogar ihre Obsessionen in sich aufnahm, sie sich ganz aneignete und die Mutter so gewissermaßen zum Idol machte, das fortan sein ganzes Leben beherrschte. Daß sie ihm, wie er noch in einer der letzten Eintragungen seines Tagebuchs behauptete, die Liebe zur Literatur und - als Begabung - die Einfachheit des Stils vererbt habe (18. Januar 1996), gehört dabei noch zu den normalen Bestandteilen einer Schriftstellervita. Ungewöhnlicher ist schon die Fixierung auf jene untergegangene Welt, die die Eltern selbst nur noch als Kinder erlebt haben, auf die Südstaaten kurz vor dem Bürgerkrieg, und die Auswirkungen dieser Prägung entdeckt man immer wieder, z. B. wenn man in *Aufbruch vor Tag* liest, wie die Mutter zur moralischen Verteidigung der von der Geschichte ins Unrecht gesetzten „Rebellen“ dieselben Argumente benutzt, wie ihr Sohn sie dann in *Von fernen Ländern* seinen Helden in den Mund legen wird.

Am stärksten jedoch hat die Mutter in das Schicksal ihres Sohnes dadurch eingegriffen, daß sie ihre sexuellen Phobien an ihn weitergegeben hat. Mehrmals, in der Autobiographie, dem Tagebuch und noch in der 1995 aufgezeichneten Fernsehdokumentation, die 1997 auf ARTE ausgestrahlt wurde, hat Green jene zugleich groteskkomische und tragische Szene geschildert, wie die Mutter dem Kind, das in aller Unschuld sein Geschlecht berührt, mit einem langen Messer und dem Ruf droht: „I'll cut it off!“ Man würde allerdings in die Irre gehen, wollte man dies als ein Schlüsselerlebnis interpretieren, denn tatsächlich spielen Kastrationsängste und -phantasien im Werk Greens keine Rolle. Das geschilderte Erlebnis - das Kind ist nicht älter als fünf oder sechs Jahre alt - steht nur pars pro toto für eine körper- und erosfeindliche



Erziehung. So schärfte die Mutter dem Sohn beim Baden ein, sich selbst nicht nackt zu betrachten, und dieser verinnerlichte das Verbot derart, daß er sich bis weit über die Pubertät hinaus daran hielt, ohne sich dessen überhaupt bewußt zu sein.

Man täte der Mutter allerdings Unrecht, wollte man in ihr einfach einen jener lustfeindlichen Puritaner sehen, die in Amerika immer noch recht häufig und recht einflußreich zu sein scheinen. Hinter ihrem Verhalten steht wiederum eine Familientragödie; man könnte an dieser Stelle als Motto einsetzen, was Green einmal aus einem Gespräch mit einem Metzgerjungen folgerte: „Wenn man einem menschlichen Wesen Fragen stellt, kann man fast immer sicher sein, etwas Trauriges, wenn nicht sogar Tragisches zu finden, doch man kann ebenso sicher sein, ein Herz zu finden“ (14. Februar 1983). Um dies nun auf die Mutter und ihre Berührung mit dem Tragischen anzuwenden:

Ihr jüngerer Bruder, den sie abgöttisch liebte, war mit dreizehn Jahren von einem Dienstmädchen der Familie verführt worden, die ihn mit Syphilis angesteckt hatte. (...) Kein Arzt wurde zu Rate gezogen, man wollte nicht einsehen, daß er krank war, er war *melancholisch*, diese Erklärung wirkte so angemessen, daß man beschloß, ihn auf Reisen zu schicken. Eine Luftveränderung würde ihm helfen, wieder zu Kräften zu kommen. Folgsam ließ er sich nach Frankreich einschiffen, wo seine inniggeliebte Schwester, meine Mutter, nur allzu glücklich sein würde, ihn aufzunehmen. (...) Bei seiner Ankunft in Le Havre wurde er zu meiner Mutter gebracht, die auf ihn zulief und einem stumpfsinnigen Wesen gegenüberstand, das sie nur mit Mühe erkannte. In diesem Augenblick des Schmerzes hätte sie beinahe den Verstand verloren. (29. März 1990)

Diese Szene hat sich etwa 1895 abgespielt, also fünf Jahre vor Greens Geburt. Die Mutter war durch sie derart traumatisiert, daß sie ihren jüngsten Sohn unter allen Umständen vor den Gefahren der Sexualität zu bewahren suchte, sie war, wie der Sohn dezent formuliert „einer Neigung zum Manichäismus erlegen“. Noch wenige Wochen vor ihrem Tod hatte sie ihm in verschwommenen Worten vom Unglück jenes Onkels erzählt und ihm das Versprechen abgenommen, niemals mit einem der Dienstmädchen allein zu sein. Sie hat ihm ihre sexuelle Phobie weitergegeben und ihm damit eine Last auferlegt, die bestimmend für sein Denken und Schreiben werden sollte. Noch im Roman *Jeder Mensch in seiner Nacht* von 1960 wird eine der Figuren Selbstmord begehen aus Angst, sich mit Syphilis infiziert zu haben. In den achtziger Jahren wird dann die Krankheit in anderer Gestalt wiederauferstehen; zunächst noch namenlos zum erstenmal am 21. Juli 1983 im Tagebuch erwähnt, wird sie später unter dem Namen Aids bekannt werden. Für Green muß es gleichsam die Reprise dessen gewesen sein,

was einst - fast hundert Jahre zuvor - seine Mutter erlebt hatte. Er konnte in dieser Lustseuche das Thema seines Lebens, die von der Angst eingesperrte Liebe, wiedererkennen. Darum gehören jene Notate, in denen er vom Schicksal Aids-Kranker berichtet, zum Eindrucksvollsten, was über diese Krankheit bisher geschrieben wurde.

Je älter Green wird, desto größer wird, fast möchte man sagen: die Sehnsucht nach der Mutter. Noch in seinem letzten Tagebuch muß er sich der Rolle, die sie in seinem Leben spielte, vergewissern: „Die Liebe macht aus jedem unserer Leben ein außergewöhnliches Leben. Die Person, die in meinem am meisten gezählt hat, ist meine Mutter. Sie hat mir am meisten gegeben. Am meisten, das heißt alles: die Liebe zum Leben, bis hinein in seine kleinen Ironien, das Verlangen zu begreifen, zu lernen, die Leidenschaft für Bücher, die Toleranz, vor allem die Toleranz.“ Nicht genug aber damit, schreibt er ihr auch eine gewissermaßen mystische Präsenz bei seiner Bekehrung zum Katholizismus zu. Die folgende Szene ist ähnlich schon in *Aufbruch vor Tag* beschrieben, nur wird diesmal die geisterhafte Anwesenheit der Mutter noch stärker hervorgehoben:

An einem Herbstnachmittag des Jahres 1915 ereignete sich ein seltsamer Vorfall. Meine Feder eilte über das Papier, als ich mit einem Mal die Gewißheit hatte, daß ich nicht allein war: Jemand stand genau in diesem Augenblick neben mir. Ich spürte nicht die geringste Angst. Es handelte sich nicht um Phantasmagorien, sondern einfach um die übernatürliche Gegenwart meiner Mutter. Ich hatte sie sogleich erkannt, wie man eine Stimme, einen Blick erkennt, und ich wartete, denn ich hatte begriffen, daß sie meine Aufmerksamkeit auf etwas lenken wollte.

Ohne Worte führte sie mich in ein angrenzendes kleines Zimmer, in dem mein Vater sich morgens für gewöhnlich ankleidete. Hier entdeckte ich in dem kleinen Schrank, der offenstand und in dem seine Hemden gestapelt lagen, ein Buch, *The Faith of Our Fathers*, von Kardinal Gibbons. (27, 28. und 29. März 1995)

Damit beginnt die Bekehrung, die 1916 dann zur Konversion führen wird. Die Berichte religiöser Erweckungen kennen viele solcher mystischer Erscheinungen, die eine plötzliche Wendung des inneren Lebens herbeiführen. Es ist jedoch typisch für Green, daß es ausgerechnet die Mutter sein muß, die den Sohn auf diesen Weg weist, die Mutter, die als Protestantin gestorben war. Man sollte die Analogie vielleicht nicht zu weit treiben, aber es ist kaum zu übersehen, daß die Kirche an die Stelle der Mutter tritt. Diese hatte den Schutzwall gebildet, der das Kind vor der Welt bewahrte, der junge Mann sucht jetzt „bei Gott die Festung, den unzugänglichen Turm, die einzige Zuflucht“ (19. April 1955) und wird, trotz

verschiedener Phasen der Entfremdung, „hoffen wider alle Hoffnung und fest bleiben im Glauben, während die meisten von ihm abfallen“ (5. April 1972).

Über diesem persönlichen Drama sollte nicht vergessen werden, daß sich gleichzeitig auch eines von weltgeschichtlicher Tragweite abspielte, in das auch der junge Green schließlich gezogen werden sollte. Der erste Weltkrieg, an dem er zunächst als freiwilliger Sanitäter, später, wenige Wochen vor Kriegsende, auch als regulärer Soldat teilnimmt, wird, obwohl ihm das eigentliche Fronterlebnis erspart bleibt, sein Denken für immer prägen. Der Abscheu vor allen Kriegen, gleichgültig wer ihn führt und wie legitim er auch scheint, wird zu einer weiteren Grundkonstante in seinem Tagebuch - und das 20. Jahrhundert wird ihm ausreichend Gelegenheit geben, ihn in Worte zu fassen. Zorniger ist z. B. der Golfkrieg von 1991 kaum irgendwo kommentiert, illusionsloser sind die Motive der Sieger von keinem der sonst so gern mit ihrem Antiamerikanismus kokettierenden westlichen Intellektuellen dargestellt worden, als hier von dem kirchentreuen, unpolitischen, gegenaufklärerischen Südstaaten-Franzosen Green:

Der sogenannte hunderttägige Krieg ist zu Ende gegangen, ohne Ruhm, ohne jegliche Größe, durch die Kraft der Zahl und des entsetzlichen Napalms. In der Vorstellung der Sieger jenseits des Atlantiks tilgt er die Schmach der Niederlage in Vietnam. Die Europäer sind wie Hündchen gefolgt. Es soll so aussehen, als wäre es dem kleinen vietnamesischen Volk nie gelungen, die Eindringlinge von seinem Territorium zu vertreiben. Ich schweige lieber. Aber ich danke der Vorsehung, daß sie das Gemetzel beendet hat. Man erfährt, daß seit einem Jahr England und Amerika heimlich zum Angriff auf Kuwait ermuntert hatten und daß Saddam Hussein endlich in die Falle gegangen war. (2. März 1991)

Das Alter macht Green weder weiser noch leiser, vielmehr immer kompromißloser, immer unerbittlicher gegen das Versagen der Politiker. Die Hoffnung, daß dies der letzte Krieg sein möge, den er in sein Tagebuch einzutragen habe, wird allerdings auch diesmal enttäuscht werden. Auch der Bürgerkrieg in Jugoslawien und die Gemetzel in Ruanda werden dort noch Erwähnung finden. Das Jahrhundert ist eine Kette von Untergängen. Der erste Weltkrieg war der erste, den Green persönlich miterlebte. Und er ist in den achtziger, neunziger Jahren einer der letzten, der alljährlich am 2. August des Kriegsausbruchs 1914 gedenkt, während jene, deren Zeitgenosse er ist, ohne doch in der gleichen Zeit wie sie zu leben, sich längst andere, näherliegende Gedenktage gesucht haben.

DIESER TAGE WEGEN DER KRANKHEIT, DIE ICH GLAUBTE, MIR IM SEPTEMBER GEHOLT ZU HABEN, SEHR GELITTEN. ICH SUCHTE MEINEN ARZT AUF, DER ZU MIR SAGTE: „WOVON SOLL ICH SIE HEILEN? SIE HABEN ÜBERHAUPT NICHTS.“ ICH KANN MIR JEDOCH DIE ERNSTE GEFAHR NICHT VERHEHLEN, DER ICH MICH AUSGESETZT HABE UND VON DER ICH MEINEM ARZT MITTEILUNG MACHE, ABER SEINER MEINUNG NACH LEIDE ICH EINZIG AN DEM, WAS ER SYPHILOPHOBIE NENNT, UND ER VERSICHERT MIR, DAß DIES EINE VORÜBERGEHENDE OBSESSION SEI. JETZT BEGREIFE ICH DEN SINN MEINER TRÄUME VOM ERTRINKEN, DIE ICH ALS WARNUNG AUFGEFAßT HATTE. DAS GRAUEN VOR DEM MEER VERMISCHTE SICH MIT DEM GRAUEN VOR DER KRANKHEIT, JENER KRANKHEIT VOR ALLEM, DIE MEIN ONKEL WILLIE HATTE, DER IN EINER ANSTALT STARB, WEIL MAN IHN NICHT RECHTZEITIG BEHANDELT HATTE. TROTZ DER MEHR ALS BERUHIGENDEN WORTE MEINES ARZTES GEHT MEINE PHANTASIE MIT MIR DURCH, UND ICH KEHRE IN EINER ELENDE VERFASSUNG NACH HAUSE ZURÜCK, DEREN ICH MICH SCHÄME. EINE GANZE WOCHE FAST VERBRACHTE ICH IN ANGST UND SCHRECKEN, WIE ICH SIE NOCH NIE ERLEBT HABE. UND ALS ICH GESTERN DANN, ÜBERWÄLTIGT VON EINER SCHRECKLICHEN BESORGNIS, AUF DEM BETT LAG, FÜHLTE ICH PLÖTZLICH, DAß NOCH JEMAND IM ZIMMER WAR. FAST SOGLEICH SPRACH EINE INNERE STIMME MIT GROßER MILDE UND ALLMÄCHTIGER AUTORITÄT ZU MIR. ICH STAND UNVERZÜGLICH AUF, ICH WAR GEHEILT, NAMENLOS GLÜCKLICH, UND ICH SPAZIERTE IM VORZIMMER AUF UND AB UND DANN IN DEN SALON HINÜBER. DURCH DIE AUF DIE AVENUE GEHENDEN FENSTER SAH ICH DEN REGEN FALLEN. DER HIMMEL WAR ZARTGRAU UND DAS LICHT NOCH HELL GENUG, SO DAß MAN KEINE LAMPE ANZUZÜNDEN BRAUCHTE. ICH IRRTE DURCH ALLE ZIMMER UND NAHM DIE MÖBEL IN MICH AUF, ALS OB ICH SIE NOCH NIE GESEHEN HÄTTE. DIESER WUNDERLICHE GEISTESZUSTAND HIELT NICHT SEHR LANGE AN. EIGENARTIG, DIESE SCHLICHE, DEREN SICH DIE DINGE BEDIENEN, WENN SIE ERRATEN, DAß WIR SIE VERLASSEN WOLLEN, UND VERSUCHEN, UNS ZURÜCKZUHALTEN. DER SALON KAM MIR IM ABENDLICHT UNGEWÖHNLICH SCHÖN VOR; DIE MÖBEL GLÄNZTEN METALLEN, UND DER GROßE PERSERTEPPICH SCHIEN WIE ÜBER DAS WASSER EINES SEES GEBREITET. (28. Oktober 1933)



Die Erinnerung, sagt das Sprichwort, malt mit goldenem Pinsel. Doch ehe sie das tun kann, muß sie eine Menge jener Ereignisse aus dem Gedächtnis verbannen, die der Goldfarbe einen dunklen, schmutzigen Ton beimengen würde. Insofern ist es gefährlich ein Tagebuch zu führen, das gewissermaßen als ausgelagertes Magazin der Erinnerung fungiert und den Diaristen nach vielen Jahren mit einem Teil seiner selbst konfrontieren kann, den er gern vergessen hätte; mit einer Person, die er einst war, doch nie sein wollte; mit Versprechen, die er sich einst gegeben und dann gebrochen hat; mit Begierden, denen er einst verfallen war und dann unterdrückt hat; mit Wünschen, deren Erfüllung Verzweiflung bedeuten würde; kurz, mit einem Selbst, dessen Anblick er jetzt nicht mehr ertragen kann. Ein Tagebuch kann auf diese Weise wie ein Schwert sein, das man gegen sich selbst richtet:

Gestern beging ich den großen Fehler, meine Nase in mein Tagebuch der Jahre 29 bis 31 zu stecken, eine bedrückend traurige Lektüre. Die Erinnerung an glückliche Tage zieht man als schreckliches Gewicht hinter sich her. Das Gedächtnis wird zu einer wahren Folterkammer, die Begierde zu einem Feuer, das die Seele verzehrt. (29. August 1967)

Julien Green bemerkte einmal, er habe von jeher „nur zwei Menschentypen wirklich verstanden, nämlich den Mystiker und den Wüstling, denn beide geben sich den Extremen hin und suchen, jeder auf seine Weise, das Absolute“ (30. Dezember 1940). Man braucht nicht lange um zu begreifen, daß Green hier von sich selbst spricht, er war ein solcher Gefühlsextremist, und wenn einerseits der Mystiker in den Tagebüchern stets - mehr oder weniger - präsent zu sein scheint, so spielt doch auch der Wüstling seine Rolle, untergründig zwar, maskiert oder unter falschem Namen, doch selten weit entfernt; ein kurzer Ruf, eine unvorsichtige Reminiszenz genügen, und schon taucht er aus den Tiefen des Unterbewußtseins auf und spielt sein altes Spiel. Die glücklichen Tage, von denen das obige Zitat spricht, waren oft Tage, die ganz der sexuellen Begierde gewidmet waren, Tage auf der Jagd nach der körperlichen Erfüllung, Tage voller Lust ohne Liebe, voller Extase ohne Gefühl.

Ein oberflächlicher Leser der Tagebücher könnte vielleicht angesichts unzähliger Bibellektüren und Gesprächen mit katholischen Geistlichen auf den Gedanken kommen, er hätte es hier mit einem langweiligen Betbruder zu tun, der in einer Wolke aus Mystizismus über dem Erdboden schwebt und in seiner mit kitschigen Heiligenbildchen tapezierten Klausur allen Problemen der Welt enthoben sei (und einige Rezensionen der deutschen Ausgabe schienen tatsächlich in diesem Irrtum befangen zu sein). Green hat selbst diese Gefahr gesehen, besonders, nachdem er mit der Wahl in die Académie Française 1971, mit der etwa zur gleichen Zeit beginnenden *Pléiade*-Ausgabe seiner Werke und etlichen Ehrungen und Auszeichnungen, die ihn damals in dichter Folge ereilten, den Status eines modernen Klassikers erreicht hatte - was immer eine Art von säkularisierter Heiligsprechung mit sich bringt. Er wollte aber nicht als verharmloster Klassiker gesehen werden, mit dem milden Lächeln der Altersweisheit verzeichnet, oder gar als Heiliger, den kein menschliches Begehren rührt, und veröffentlichte darum 1974 *Jugend*, den vierten Teil seiner Autobiographie. Die drei ersten Bände waren 1963 bis -66 erschienen. An diesem langen Zögern zeigt sich schon die Brisanz dieses neuen Bandes, denn hier steht nun die Sexualität

im Mittelpunkt. Man könnte sagen, Green bekennt sich zu dem Wüstling in sich, damit der Mystiker nicht an den Ehrenbezeugungen erstickt und der Langeweile des Schullektüre-Kanonikers verdächtigt werden kann.

In den Jahren von 1919 bis 1922 hatte Green in Amerika, an der Universität von Virginia, studiert. In jener Zeit war er noch sexuell unschuldig, ja so unwissend, daß er nicht einmal die mehr oder weniger subtilen erotischen Anspielungen der Kommilitonen verstand. Zugleich hielt er sich in tugendhafter Arroganz von ihnen fern oder trat als leidenschaftlicher Proselytenmacher auf. Er war der Tugendhafte, dessen Tugend jedoch, da nie auf die Probe gestellt, auf tönernen Füßen stand, nicht ganz unähnlich Joseph Day, der Hauptfigur seines Romans *Moira*. 1922 kehrt er nach Frankreich zurück (damit beginnt *Jugend*). Die homosexuellen Neigungen, die, ohne von ihm verstanden zu werden, den jungen Mann schon an der Universität beunruhigt hatten, brechen nun mit der elementaren Gewalt körperlichen Verlangens hervor. Der Mystiker, der Katholik, der Ästhet, der Puritaner, sie alle werden begraben unter einer Lawine flüchtiger sexueller Kontakte, und der Erotomane, der plötzlich zum Vorschein kommt, streift Nacht für Nacht auf der Suche nach Abenteuern durch die Straßen von Paris. Für eine Weile gibt er sich der Herrschaft der Erotik ganz anheim, doch immer noch lebt unvermindert der Manichäismus in ihm, den seine Mutter auf ihn übertragen hat und demzufolge eine strikte Trennung zwischen Erotik und Liebe besteht:

Jeder unberührte junge Mann - oder jedes junge Mädchen - trägt in sich den Wunsch nach einer gewissen Reinheit, durch den man zwischen der fleischlichen Lust und der Liebe als Leidenschaft der Seele unterscheidet. Man kann das eine nicht für das andere halten. Das Herz sucht eine Art Paradies, das der fleischliche Akt zu zerstören droht. Man wird mir sagen, das sei eine manichäische Sicht. Daher auch bei mir jene Mischung aus Leiden und Freude, die ich in Amerika verspürte und in *Fernes Land* beschrieben habe, als ich in die Mark genannte Figur verliebt war und dagegen ankämpfte, daß unsere Freundschaft in ein körperliches Abenteuer umschlug. Das Fleisch litt, aber die Liebe blieb unversehrt. Diese Bedeutung der Liebe, die man platonische nennt, liegt meinem gesamten Werk zugrunde. Der Mensch, welcher der panischen Liebe der Sinne ausgeliefert ist, endet in meinen Erzählungen in Gewalt und Verbrechen. Früher oder später wird das Individuum, das Vorstellungen dieser Art unterworfen ist, Friede nur in der endgültigen Trennung der Liebe als Leidenschaft der Seele von den Äußerungen des Instinkts auf körperlicher Ebene finden. Das normale und schwierige Ende ist der Verzicht auf alles, was mit der Lust zu tun hat. Das ist ein Aspekt der Suche nach einem verlorenen Paradies, wo das Problem zu einem religiösen Problem wird. (31. März 1983)

Die Erfüllung wahrer Liebe ist also unmöglich ohne den Kampf gegen die sexuelle Begierde, der zwar im Tagebuch nur dezent angedeutet wird, doch immer wieder ohne weiteres herauszuhören ist. Der Wüstling mag sich besiegt geben, er mag in Fesseln liegen, doch immer wieder regt er sich in seinem Kerker und rasselt mit den Ketten:

Warum so leiden, wie ich es tue? Ich will mein früheres Leben mit den Abenteuern, die mir die Zeit stahlen, nicht wieder aufnehmen. Was tun? Ich habe ein Gefühl, als hätte ich ein stehendes Gewässer in mir, das mich vergiftet. Es gibt Tage, da könnte ich vor Grauen schreien. Welch ein Widerhall all dessen in meinen Büchern! Anscheinend schockiert dieser Widerhall manche Leser. Was wäre, wenn sie nicht das Echo, sondern die Stimme hörten? (28. September 1928)

Auch das Alter bietet keinen Schutz gegen die innere Bedrängnis durch das körperliche Verlangen. „Die Sexualität tritt eine Art inneren Rückzug an, hält Stellungen, wo sie unbesiegbar ist, weil sie von jener Energie gespeist wird, die auch die Bücher macht, und sie erinnert uns unablässig an unser Menschsein. Wir sind weder Engel noch Tier“ (10. März 1972). Die Pascalsche Formel vom Mensch, der in der Mitte zwischen Engel und Tier steht, wird von Green als Zerrissenheit zwischen dem körperlichen Verlangen nach Sexualität und dem spirituellen Hunger nach Liebe uminterpretiert. Vielleicht mag das manchem Leser mittelalterlich naiv vorkommen am Ende eines Jahrhunderts, in dem die sexuelle Aufklärung eine zwar durch Kriege und Diktaturen unterbrochene, im Grunde aber kontinuierliche Aufwärtsbewegung beschrieben hat. Doch wer sich von Phrasen nicht blenden läßt, wird erkennen, daß alle sexuellen Revolutionen und Revolten die alten Dämonen nicht ausgetrieben haben - im Gegenteil, sie haben den Terror des Sexuellen erst vollends entfesselt! Liebe und Lust, der alte Gegensatz scheint unauflösbar, und wer die eine Seite stärkt, schwächt damit automatisch die andere. Seit Gottfried von Straßburg sein Alliterationen-Spiel mit *lieb unde leid* trieb, sind die Dichter noch nie in Gefahr geraten, ihr wichtigstes Thema wegen Mangels an Konfliktpotential aufgeben zu müssen, und wer weiß, ob wir nicht den ganzen Kreis der sexuellen Aufklärung nur durchschritten haben in der uneingestanden Hoffung, am Ende der Erkenntnis, wie in Kleists Aufsatz *Über das Marionettentheater*, wieder in den Zustand der Unschuld zurückkehren, das Paradies wieder durch die Hintertür betreten zu können. So weit jedenfalls sind wir nicht gekommen, daß wir uns über Greens Manichäismus erheben könnten, wenn er sagt: „In der Minute des Taumels, der fleischlichen Extase, weist die Seele den Körper von sich. Sie weiß nicht mehr wo sie ist,

und sie kann anschließend darunter leiden: Gewissensbisse, Scham, Erniedrigung, denn sie ist in ihrem Stolz als *engelhaftes* Geschöpf verletzt“ (14. April 1982).

Green selbst hatte aus dem bloßen Trieb zurück zur Liebe gefunden, als er im November 1924 seinen Lebensgefährten Robert de Saint Jean kennengelernt hatte, dem er bis zu dessen Tod 1987 verbunden blieb. Am Ende seines Lebens konnte er, den Gegensatz noch einmal auf die Spitze treibend, fast triumphierend verkünden:

Hier ist die Wahrheit über mich: Ich war für die Liebe geschaffen. Punktum. Die Sexualität hat bei mir niemals die Liebe überwuchern können. Es handelt sich um zwei Realitäten, die in keiner Verbindung miteinander stehen. Die sexuelle Leidenschaft, die ich erlebt habe, von der ich mein Teil abbekommen habe, konnte sich niemals als Liebe ausgeben. *Faire l'amour*, Liebe machen, ist ein Ausdruck, der in meinen Augen keinen Sinn hat. Die Liebe entsteht in uns, aber sie wird nicht hergestellt. Man kann sich in ein Gesicht verlieben, weil in diesem Gesicht die Liebe geschrieben steht, erzählt wird, die große Liebesgeschichte, die viele nie erleben. Die Geschlechtsorgane haben uns nur sinnliches Empfinden zu bieten. Das sinnliche Empfinden etwas erzählen lassen, was alles übersteigt, ist eine Art, sich selbst Theater vorzuspielen. Und doch vermischt Romeo seine Liebe und seine Lust, als Julia in seinen Armen liegt. Aber das eine läßt das andere entstehen. Und vielleicht hat auch die Mystik ein Wort mitzureden. Gott hat eine Empfindung geschaffen, die nicht wirklich beschrieben werden kann. (14. November 1993)

Es ist übrigens bezeichnend, daß die zwei Realitäten, der Manichäismus zwischen Liebe und Sexualität in den Romanen gar nicht zum Thema wird. Denn die Romane sind *Teil* dieses manichäischen Systems, nicht dessen Beschreibung. In ihnen spricht mehr das Tier als der Engel, und der Wüstling behält vor dem Mystiker die Oberhand. Seine Gestalten werden von der Liebe als von einer elementaren sinnlichen Kraft überwältigt, sie wehren sich dagegen, aber schwach, nur die Tradition, die Umgangsformen, die anerzogenen Manieren, bilden ein Gegengewicht, eine Mauer, die aber schließlich von den Dämonen des Eros in einem Akt der Gewalt niedergerissen werden. Sexualität und Gewalt bilden eine Einheit, und Greens Helden verbrennen sich in diesem Feuer des Verlangens. „Sie hielt sich für sanft und gut und entdeckt nach und nach, daß sie gewalttätig und ungerecht ist“ (22. Oktober 1931), schreibt er über eine der Gestalten aus *Treibgut*, und diese bestürzende Erfahrung, nichts über sich zu wissen und den Feigling, Wüstling und Mörder in sich zu entdecken, ist der Prozeß, den mehr oder weniger alle seine Figuren durchmachen. Wenn er in einem der obigen Zitate meinte, die platonische Liebe liege seinem Werk zugrunde, dann gilt das für die Romane allerdings nur *ex negativo*, denn als handelnde Kraft ist sie dort nicht präsent (wohl aber im Tagebuch). Die



Sexualität andererseits, das unterdrückte Verlangen, ist letzten Endes ein Teil jener Kraft, die die Romane schreibt. Über die Entstehung des *Leviathan* heißt es einmal:

Meine sexuellen Begierden tobten ungeheuer heftig und wild, wurden aber durch eine platonische Beziehung, die zu Robert, behindert und sogar aufgehalten und gewaltsam unterdrückt. Bei ihm war es ganz genauso, das gräßliche Problem der Keuschheit, erzwungen durch seine Eifersucht, bis zu jenem Tag im Sommer 1929, als ich eine Reise nach Deutschland vorschlug. Da, Befreiung der Sinne. Meine Romane waren das Drama der eingesperrten Sexualität. Die Gewalt tauchte auch, aber ganz anders, in *Treibgut* und den folgenden Romanen wieder auf. Aber als ich *Leviathan* schrieb, stand ich vor einer entsetzlichen Staumauer. Die Schleusen mußten geöffnet werden und wurden es auch. (9. Juli 1993)

Green hat es immer vermieden, sich allzugenaun über die Ursprünge und Antriebe seiner Romanproduktion Rechenschaft zu geben. Das obige Zitat ist eine der wenigen Selbstdeutungen, in denen er klar ausspricht, daß sie aus jenem Manichäismus resultieren, der die Sexualität hinter eine Mauer verbannt und mit dem „gräßlichen Problem der Keuschheit“ zu fesseln versucht. Es mußten anscheinend über sechzig Jahre vergehen, ehe er sich dies so offen eingestehen konnte. Vorher hatte er sich gegen solche Erkenntnisse versperrt, hatte sogar die Gelegenheit ausgeschlagen, Sigmund Freud zu treffen (Stefan Zweig hatte ihn 1938 zu ihm nach London bringen wollen, vgl. 10. November 1991), aus Angst, dieser könnte ihm die Urgründe seines Schreibens erklären - und sie damit beseitigen. Anderen waren die Zusammenhänge nicht entgangen. Greens Vater (die Szene findet sich am Ende von *Jugend*) bemerkte, nachdem er *Adrienne Mesurat* im Manuskript gelesen hatte, mit traurigem Lächeln: „Offensichtlich bin ich Vater Mesurat.“ Wie recht er hatte!

Wieder und wieder hat Green in den Tagebüchern betont, daß nicht er, sondern ein anderer die Romane geschrieben habe, einer, der beim Schreiben neben ihm stehe und ihm die Hand führe. Er hat dafür, obwohl er nie zu den Surrealisten gehörte, gern den Begriff *écriture automatique* verwandt. Der Autor ist gewissermaßen eine multiple Persönlichkeit. „Eine dieser Personen ist ein Exzentriker - nein, sagen wir es offen, eine dieser Personen ist ein Wahnsinniger. Alle ergreifen abwechselnd das Wort, und auch der Wahnsinnige redet mit. Seine Gegenwart wird von seinen Kumpanen geduldet, denen er Sorge bereitet, denn er erfreut sich großer Autorität, und im Falle vieler Schriftsteller beweist er Talent, ich würde sogar sagen, er ist dort, wo ihr Talent ist“ (Februar 1938). Man könnte meinen, der Autor spiele hier mit sich selbst Verstecken, er müßte recht gut wissen, wer dieser Doppelgänger,

dieser Verrückte ist, der seine Bücher schreibt, daß er von jenseits der Mauer kommt, hinter der die Dämonen des Eros mit ihren Ketten rasseln. Aber gerade, daß das Bewußtsein nicht wissen will, welche Ungeheuer im Unterbewußtsein ihr Wesen treiben, ist vielleicht die Basis des Werks, weckt das Verlangen einen Roman zu schreiben, um einen Spaltbreit die Tür zu öffnen zum verbotenen Reich. Green hat oft seine Verwunderung darüber ausgedrückt, welche unerwartete Wendung die Handlung eines Romans - quasi gegen den Willen des Autors - nehmen kann; daß z. B. eine Nebenfigur wie Madame Grosgeorge in *Leviathan* plötzlich die Handlung an sich reißen konnte, weckt noch nach Jahrzehnten sein Erstaunen. „Noch einmal: Ich schreibe einen Roman, um zu erfahren, was in dem Roman steht. Vorher will ich es gar nicht wissen. Ich bin mein erster Leser, und ich will nicht, daß man mir sagt, wie ein Buch endet, das mich fesselt“ (6. Mai 1985).

Das Rätsel der multiplen Persönlichkeit, die Erfahrung, aus Vielen zu bestehen, betrifft aber nicht nur das nie zu lösende Rätsel der Romanschöpfung. Dahinter steht das noch viel größere, viel undurchdringlichere Geheimnis der Identität:

Jedesmal wenn ich laut meinen Namen und Vornamen zu sagen habe, empfinde ich einen leichten Schreck, und ich sage mir: „Das bin ich nicht, dieser da bin ich nicht.“ In mir ist eine andere Person, die ich nicht kenne, die ich nicht kennen kann. Gewiß ist sie es, die meine Bücher schreibt. (19. September 1986)

Eigentümlicherweise findet man solche Beschreibungen einer multiplen Identität, einer sich nicht zu einem Ganzen zusammenfügenden Person, in vielen Tagebüchern, nicht nur in dem Greens, beschrieben. Schon Hebbel und Amiel haben im 19. Jahrhundert ähnliche Ich-Spaltungs-Fantasien in ihre Journale notiert. Mag sein, dies sind Erfahrungen, die dem Menschen in der Moderne eigentümlich sind, mag auch sein, daß das Tagebuch in seiner ohnehin schon zerrissenen Form besonders geeignet ist, ihnen Gestalt zu geben!



ICH FINDE DIE JETZT VERRINNENDE STUNDE SO SCHÖN, DAB ICH NICHT WIDERSTEHEN KANN, SIE FESTZUHALTEN. HEUTE MORGEN HAT MAN IN MEINEM ZIMMER DEN HELLBEIGE-FARBENEN TEPPICH AUSGELEGT, DER DEM RAUM DAS AUSSEHEN VERLEIHT, DAS ER NUR IM WINTER HAT UND DAS MICH AN DIE DREI WINTER ERINNERT, DIE ICH HIER VERBRACHTE, DIE LANGEN STUNDEN DES EXILS, GEMILDERT DURCH DIE GEGENWART JENER, DIE ICH LIEBE. HEUTE SCHEINT DIE SONNE IN DIESES ZIMMER. AUF ANDERE WEI-

SE SCHEINT SIE AUCH IN MIR. JETZT KANN ICH MIT MEHR VERTRAUEN AN DIE ZUKUNFT DENKEN, UND ES SCHEINT MIR NICHT VERRÜCKT, ZU HOFFEN, DAß WIR UNS ALLE BALD IN PARIS BEFINDEN WERDEN. IN DER TIEFEN STILLE, DIE HIER HERRSCHT, HÖRE ICH DIE GLOCKE EINES KLOSTERS, DIE IN DER FERNE SCHLÄGT, DAS TICKEN MEINER UHR, DIE AN DER WAND HÄNGT, UND DAS GERÄUSCH, DAS DIE FEDER MACHT, DIE ICH BENUTZE. (18. Oktober 1944)



„Dieser Tag, der mir heute belanglos erscheint, wird mir in ein, zwei Jahren, wenn ich diese Seite wieder lese, in einem ganz anderen Licht erscheinen. Das ist vielleicht der einzige Grund, warum ich versuchen will, Tagebuch zu führen.“ Mit diesen Sätzen beginnt Green am 9. April 1926 sein Tagebuch. Er schreibt sie im Salon der Familie, um ihn herum sitzen der Vater und die Schwestern Lucy und Anne; es ist die Welt, in der *Adrienne Mesurat* spielt - der Vater liest *Le Temps*, die Zeitung, die auch Vater Mesurats tägliche Lektüre ist -, eine Welt, in der die Zeit stillzustehen, in der sich auf leicht morbide Art die Atmosphäre der Vorkriegsjahre erhalten zu haben scheint. Die nervöse Spannung der „goldenen“ zwanziger Jahre, die Hektik und der Lebenshunger des *Jazz Age*, die Rastlosigkeit und der Lärm einer Epoche, die aus den Trümmern einer untergegangenen Welt erstanden ist und nun mit einer an Hysterie grenzenden Ungeduld nach neuen Formen des Lebens und Denkens sucht - wo ist das alles hier? Nicht einmal das Geräusch eines vorüberfahrenden Autos scheint die Erstarrung dieses Ortes zu beunruhigen. Die Schwester liest in Briefen der 1914 verstorbenen Mutter, in denen diese sich über die Unzuverlässigkeit ihres Sohnes beklagt. Die Eintragung endet: „Heute abend gehe ich ins Theater, sage aber niemandem etwas davon aus Furcht, bei meinen Schwestern oder meinem Vater Anstoß zu erregen. Morgen beginne ich meinen zweiten Roman [*Adrienne Mesurat*]. Ich will, daß heute der erste Tag eines neuen Lebens ist.“

Adrienne, die Heldin des Romans, versucht mit allen Mitteln, dieser erstickenden Sphäre des Stillstands, dieser faktisch schon abgestorbenen Welt zu entkommen, in der ihr Leben beendet ist, ehe es richtig begonnen hat; sie wird nicht einmal vor dem Mord am Vater zurückschrecken, um sich zu befreien, und doch wird sie scheitern, weil der Kältetod, den diese Welt stirbt, schon ihre Seele paralyisiert hat, so daß jeder Fluchtversuch nur wie das letzte Zucken eines aufgespießten Insekts wirken muß. Green hat über fünfundvierzig Jahre gebraucht, ehe er sich offen eingestand, daß er selbst *Adrienne Mesurat* war (21. Februar 1972), daß er selbst derjenige war, der entkommen wollte. Zugleich aber betont er, daß er

keinerlei Groll oder Animosität gegen den Vater gehegt habe, daß er vielmehr von seiner außergewöhnlichen Güte beeindruckt gewesen sei. Der elterliche Salon, das ist die Welt, aus der er sich insgeheim fortwünscht, aber das ist auch der Raum, in dem die über alles geliebte Mutter immer noch präsent ist, die aufzugeben er niemals in der Lage wäre. Hier herrscht die erdrückende Macht der Vergangenheit, die zugleich die behütende, bewahrende Präsenz der Familie ist. In diesem Interieur wird er sein ganzes Leben verbringen, bis zum Tod des Vaters 1927 wird er diesen nicht verlassen, er wird bis zu ihrem Tod 1979 über sechzig Jahre seines Lebens mit der Schwester Anne zusammengelebt haben, er wird bis zu seinem eigenen Tod mit dem Adoptivsohn Eric Jourdan zusammenleben. Es ist ein unlösbarer Widerspruch: Die Heimat umfängt und erdrosselt zugleich, die Familie beschützt und begrenzt, die Liebe der Eltern erstickt und beglückt, er will entkommen und kann doch nicht loslassen, wird gehalten vom zärtlichen Würgegriff des Herkommens!

Daher auch die verwirrende Disparität in jenem ersten Notat, das einerseits mit dem emphatischen Wunsch, ein neues Leben zu beginnen, endet, andererseits die kindliche Angst eingesteht, der Familie mit dem Theaterbesuch zu mißfallen. Und ist nicht schon die Absicht, ein Diarium zu führen, in sich paradox? Zum einen verbindet sich damit die Vermutung oder Hoffnung, das jetzt Notierte werde später in anderem Licht erscheinen - was doch wohl meint, es werde in der Zukunft darin ein Sinn offenbar werden, der im Moment noch unerkannt bleibt. Zum anderen jedoch ist alles Tagebuchführen ein Festhalten, dem der Wunsch innewohnt, die Zeit selbst zum Stillstand bringen, den Augenblick für immer verweilen lassen zu können. So gesehen ist das Tagebuch tatsächlich ein durchaus konservatives Medium, will es doch nicht nur, wie die Autobiographie, gewisse selektive Erinnerungen bewahren oder den allgemeinen Eindruck einer vergangenen Zeit weitergeben, sondern buchstäblich den jetzt verrinnenden Moment festbannen, das Leben in seiner endlosen Vorwärtsbewegung hindern, die Welt sozusagen mitten in der Bewegung schockgefrieren. Und hat nicht Green immer wieder sein Mißtrauen gegenüber der Zukunft geäußert, hat er sich nicht vom ersten bis zum letzten Band seiner Tagebücher als Angehörigen einer im Untergehen begriffenen Welt gesehen? „Ich sitze am selben Platz wie gestern, und dieselben Personen umgeben mich“, beginnt die Eintragung vom 10. April 1926, die zweite des Tagebuchs. So wird Green auch in Zukunft, über die Jahrzehnte hinweg, immer wieder dieselben Dinge beschreiben, die von den Eltern und Großeltern ererbten Möbel, die Lektüre eines insgesamt recht engen Literaturkanons, halb aus angelsächsischen Klassikern, halb aus religiösen Büchern, den

immer gleichen Tagesablauf und die Gespräche mit wenigen Freunden, das Licht an der Wand. „In einer Welt, in der alles zu schnell geht, habe ich beschlossen, langsam zu leben“, notiert er am 3. Oktober 1932. Schon damals hatte seine Existenz etwas bewußt Anachronistisches, gegen den Strom der Zeit Stehendes. Er stammte aus einem untergegangenen Land, hatte selbst schon als kaum Erwachsener den Untergang jener Fin-de-siècle-Gesellschaft erlebt, in der seine Kindheit behütet gewesen war, und sah nun auch in der Gegenwart nichts anderes mehr als das morbide, zerbrechliche Skelett einer zum Verschwinden bestimmten Kultur. Daß auch der Bericht seiner Flucht aus Frankreich im Juni 1940 den Titel *Ende einer Welt* trägt, kann da nicht mehr überraschen. In seinen Romanen leben seine Gestalten in dieser Welt, die ein nur noch galvanisch zuckender Kadaver ist, und unternehmen aus ihr vergebliche Fluchtversuche, in den Tagebüchern dagegen versucht Green zu bewahren, was von dem einstigen Glanz noch übrig ist und konstatiert das unaufhaltsame Ende mit poetischer Melancholie, in der die einstige Größe einer sterbenden Zivilisation noch einmal aufleuchtet.

In den Tagebüchern der 30er Jahre ist unterschwellig immer schon das Ende herauszuspüren, die Panik einer Vorkriegsgesellschaft, die das Verhängnis unaufhaltsam auf sich zukommen sieht. Eine Flaschenpost nennt Green sein Tagebuch schon am 5. Oktober 1931 (später wird der - 1976 erscheinende - zehnte Band der Tagebücher diesen Titel tragen), also eine Botschaft, die der Passagier eines untergehenden Schiffes über Bord wirft, ohne zu wissen, ob er die Katastrophe überleben und ob seine Nachricht jemanden erreichen wird. Aus dieser Ideenassoziation heraus entstand wohl auch der Gedanke, die Tagebücher zu veröffentlichen (was keineswegs von Anfang an geplant war): Aus dem bevorstehenden Untergang etwas zu retten, aus der Welt, die unwiederbringlich verlorengeht, eine Botschaft in die unbekannte Zukunft zu senden und zugleich die „letzten schönen Tage“ (auch das der Titel eines Tagebuch-Bandes, des zweiten) zu genießen, so lange es noch geht. Der Gegner ist früh erkannt und wird mit aller Schärfe in die Schranken gewiesen:

In der Ausstellung der portugiesischen frühen Meister. In diesen unruhigen, besorgniserregenden Zeiten ruft uns eine solch schmucklose Malerei in die Wirklichkeit zurück. Denn was man Politik nennt, ist nicht wirklicher als ein Alptraum, selbst wenn sie sich in Aufruhr und Gemetzel äußert. Die Kanone, diese dicke Bestie, wird mich vielleicht töten, mich deshalb aber noch lange nicht von ihrer Existenz überzeugen, während ein paar Töne Bachs das Himmelszelt zu tragen scheinen. Mag das Blei in Europa triumphieren - es wird nichts als grausamer Schein sein. Das Wahre bleibt unantastbar. (23. Juni 1931)

An dieser Auffassung von Politik wird Green bis an sein Lebensende festhalten, nie gesteht er ihr irgendeinen Realitätsgehalt zu, weshalb er sich auch nie die Mühe gibt, in der einen oder anderen Richtung politisch oder gesellschaftlich aktiv zu werden. „Nichts ist echt, nur der Zweig, der leise im Himmel schaukelt“ (15. Oktober 1931). Die Schönheit ist ebenso ungreifbar wie real. Allerdings wird Green ebenso beharrlich an der Dauer einer Kultur zweifeln, in der das Begreifen der Schönheit noch gelehrt wird und die Zeit bleibt, sie in Muße zu betrachten. Darin sieht er auch die Gefahr der Barbarei, die von den Diktaturen der dreißiger Jahre, aber auch von jeder anderen Form von Patriotismus und Chauvinismus ausgeht:

Wird uns die deutsche Jugend in einen neuen Krieg führen, indem sie Hitler sklavisch folgt? Denke ich über diese Möglichkeit nach, fühle ich, wie in mir seelischer Nihilismus aufkommt. Alles, was gut und kostbar ist auf dieser Welt, hat man seit 1920 geringgeachtet. Man tut besser daran, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, als sich unter gewaltverliebte Leute zu mischen; besser, man weist die erhabenen Lügen zurück, mit denen man uns unter dem Deckmantel des Patriotismus und der Religion gefüttert hat, und versucht, einfach ein *Mensch* zu werden. Heute bin ich zutiefst davon überzeugt, daß der Mensch nicht vorankommt, solange er gewissen Mythen nicht abschwört. Zweifellos wird es stets große Schriftsteller und große Gelehrte geben, die Menge jedoch wird bleiben, was sie ist: barbarisch; die Dichter werden an der Front getötet werden, die Kathedralen eine nach der anderen in Flammen aufgehen, und Millionen junger Männer, die sich nicht hassen können, da sie einander nie zuvor sahen, werden sich desungeachtet abschlachten. (7. März 1933)

Die Geschichte lehrt, daß und inwieweit diese Prophezeiung Wirklichkeit geworden ist. Das Diarium der folgenden Jahre beschreibt eine fast permanente Vorkriegsstimmung, die ständig zwischen Panik und Leichtfertigkeit geschwankt zu haben scheint. Man erfährt z. B., daß die Polizeipräfektur von Paris schon 1935 Broschüren verteilt hat, die über das Verhalten im Fall eines Luftangriffs informieren (24. September 1935)! Im September 1938 erreicht die Kriegsangst ihren Höhepunkt, als Hitler die Tschechoslowakei überwältigt und Chamberlain nach München reist:

Am Freitagmorgen, dem 30. September, faltete ich die Zeitung auseinander und breitete sie auf meinem Bett aus. Es war acht Uhr. Ich glaubte nicht, was meine Augen lasen. Es war Frieden. Ich brachte Anne die Zeitung und gab sie ihr ohne ein Wort. Später den *ungläubigen* Gesichtsausdruck der Leute in den Straßen bemerkt. Sie lasen die Plakate der Zeitungshändler und gingen schweigend weiter. Wir alle haben zuviel Angst erlitten, um an das Glück zu glauben, das uns dieser Tag brachte. Nachmittags nach Hause zurückgekehrt, wo Robert wartete, auch erleichtert, wenngleich wortkarg.

Und jetzt nimmt das Leben wieder seinen Lauf. Die unheimliche Pariser Beleuchtung der letzten Tage (blaue Lichter in Erwartung von Luftangriffen) wird allmählich durch die gewöhnliche Beleuchtung ersetzt. (2. Oktober 1938)

Im März 1939 bricht das Tagebuch für über ein Jahr ab, zu sinnlos erscheint das Notieren der Tagesereignisse angesichts des drohenden Krieges. Im April reist Green für ein halbes Jahr nach Amerika und berichtet in einer Artikelserie, die im *Figaro* erscheint, über die amerikanische Einstellung gegenüber Europa. Im Dezember reist er in ein Frankreich zurück, das in einem offiziell erklärten, aber noch nicht virulent gewordenen Kriegszustand lebt. Am 10. Mai 1940 endet der *drôle de guerre* mit dem Angriff der deutschen Truppen. Green flieht durch Frankreich und Spanien nach Lissabon, von wo aus er per Schiff nach Amerika reist. Dort angekommen, wird das Tagebuch wieder hervorgeholt und weitergeführt (und nie wieder für längere Zeit unterbrochen). Während der Überfahrt hatte Green einen Bericht seiner Flucht verfaßt, der später verloren ging und erst 1992 wiedergefunden und veröffentlicht wurde. Das *Ende einer Welt*, das er darin schildert, war nur ein weiteres Glied in der Kette von Untergängen, die er erlebt hatte:

Alles ist zu Ende. Frankreich gibt es nicht mehr; in wenigen Wochen sind tausend Jahre Kultur untergegangen. Wir dachten, das Gebäude sei solide, es fiel in sich zusammen. Eine Regierung aus gutgekleideten und einfältigen Politikern, ein Generalstab von alten Trotteln - und es ist nicht einmal eine Frage des Alters, denn die jungen sind in gewissem Sinne noch schlimmer als die alten Trottel -, alles mit einem Schlage vorüber, verschluckt vom großen Zauberkünstler, der Geschichte.

In diesen Sätzen, wie im ganzen Bericht, ist nicht von einem blühenden, starken Land die Rede, das heimtückisch von einem übermächtigen Gegner überrannt wird, sondern von einem moribunden, degenerierten Staats-Organismus, der unter den Messern unfähiger Ärzte wegstirbt. Von den deutschen Angreifern ist hier kaum je die Rede, die Front ist weit entfernt, die gesamte Handlung spielt im Hinterland, wo die Menschen ihr Leben weiterführen, als ob der Krieg nicht das Scheinhafte allen Handelns und aller Routine offenbart hätte: Die Literaten treffen sich in den Caféhäusern von Bordeaux wie sonst in denen von Paris, die Beamten verhalten sich weiter strikt nach Vorschrift und genießen ihre Macht, wenn sie die Flüchtenden, die ein Visa benötigen, hinhalten können, und während Teile der herrschenden Klasse sich schon darauf vorbereiten, in einem germanisierten Frankreich Karriere zu machen, klammern sich die meisten noch an die Illusion, daß sich das Wunder von 1914, als der deutsche Vormarsch an der Marne gestoppt wurde, wiederholen müsse, selbst als die

feindlichen Truppen schon vor Paris stehen. Es ist ein Totentanz, der hier beschrieben wird, ganz Frankreich scheint plötzlich eines jener monströsen Greenschen Häuser zu sein, in denen eine Atmosphäre aus Verwesung und Hysterie die Menschen erdrückt. In einem Restaurant, wo die Menschen trotz der äußeren Lage unbeirrt weiterfeiern, wird der Autor sich der Niederlage Frankreichs bewußt:

Dieser kleine dunkle Raum, diese Gäste mit ihren vom Alkohol geröteten Gesichtern, denen die Niederlage ihres Landes so wenig auszumachen schien, all das kam mir zu meinem großen Erstaunen plötzlich so tragisch und so mittelmäßig vor, daß ich etwas Unaussprechliches verspürte: Eine allgemeine Entwürdigung der Menschheit vollzog sich beinahe vor meinen Augen, Worte, die uns teuer waren, verloren ihren Gehalt, es war nicht mehr möglich, an bestimmte Ideen zu glauben, die wir bis zu diesem Tag nicht einmal in Frage gestellt hatten, genausowenig wie an all die sakrosankten Banalitäten, die auf den Stirnseiten der öffentlichen Gebäude oder leider auch auf dem Seidentuch der Fahnen zum Ausdruck kommen. Man hatte uns bestohlen, die Geschichte hielt uns zum Narren.

An der Jahreswende 1933/34 hatte Green eine große Amerikareise unternommen, die so, wie sie im Tagebuch dargestellt wird, als eine Suche nach den eigenen Wurzeln, nach der amerikanischen bzw. Südstaaten-Identität verstanden werden muß. Als er nun jedoch, im Juli 1940, in Baltimore von seinen amerikanischen Verwandten aufgenommen wird, ist er nicht der Amerikaner, der nach Hause zurückkehrt, sondern der Franzose im Exil, und die Sehnsucht nach Paris wird geradezu zu einem *cantus firmus* in den Tagebüchern der Kriegsjahre. Gegen die Neigung der Amerikaner, sich über die besiegten Franzosen lustig zu machen, verfaßte er einen Artikel über die Ehre, Franzose zu sein (*L'honneur d'être français*), der den Krieg hindurch in allen französischen Vertretungen neben dem Appell des Generals de Gaulle vom 18. Juni 1940 aushing. Nachdem Amerika in den Krieg eingetreten war, hielt Green für das OWI, das Office of War Information, tägliche Radioansprachen für die Hörer im besetzten Frankreich. „Meine Rolle bestand darin, die stupende militärische Überlegenheit der Vereinigten Staaten zu rühmen. Meine Informationen bezog ich aus Fachzeitschriften und Zeitungen, die ich skrupellos plünderte; ich sprach von immer raffinierteren und immer zahlreicheren Waffen. (...) und am anderen Ende, in Frankreich, lauschte man mir mit Verwunderung. Nachdem er mich gehört hatte, erklärte Gide eines Tages: ‘Welches Verdienst soll es sein, mit solch furchterregenden Waffen den Krieg zu gewinnen?’“ (9. Februar 1989). Angekündigt wurden diese Sendungen übrigens von André Breton, der immer nur den einen Satz zu sagen hatte: „Sie hören jetzt Julien Green über das im Krieg befindliche Amerika sprechen.“ Später äußerte Green sein Bedauern, mit Breton nie über das *écriture automatique*



geredet zu haben - da er doch möglicherweise der einzige surrealistische Romancier gewesen ist!

Greens völlige Unfähigkeit, in ideologischen Rastern oder mit der unmenschlichen Konsequenz des *fiat iustitia et pereat mundus* zu denken, äußert sich auch in seiner Position zum Pazifismus. Schon im Oktober 1938 äußert er sich dazu gegenüber einem Journalisten: „Ich sage zu ihm, daß ich für mein Teil niemals den Entschluß zum Töten fassen könnte, auch nicht, um mich zu verteidigen. Aber ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich in der jetzigen Zeit ein französisches Gewissen verstörte, denn, sagte ich zu dem Journalisten, im Oktober 1938 ist Kriegsdienstverweigerung ein Luxus, den sich Frankreich nicht erlauben kann“ (4. Oktober 1938). So ist denn auch der persönliche Pazifismus, den er seit seinen Erlebnissen im 1. Weltkrieg niemals aufgegeben hat, für ihn kein Hindernis, sich in den Apparat der amerikanischen Militärpropaganda einzugliedern, um Frankreich beizustehen. Andererseits findet sich in den gesamten Tagebüchern nie ein Wort, das auch nur entfernt chauvinistisch ausgelegt werden könnte, und selbst das Deutschland unter Hitler wird niemals pauschal als Gegner gesehen. Feindbilder interessieren Green nicht im geringsten. Und doch, trotz der unsystematischen und rein assoziativen Art seines Denkens findet sich bei ihm eine Deutung der nationalsozialistischen Diktatur, die im Grunde für alle totalitären Systeme gilt, heute genauso wie damals:

Deutschland kann nicht aufhören zu siegen, wenn es überleben will. Da liegt das Prinzip seines Sturzes. Es triumphiert auf dem Kontinent, aber es muß auch England und sein ganzes Empire schlagen, dann Rußland und schließlich Amerika, sonst ist sein Sieg umsonst, denn es kann nicht mehr existieren, wenn es nicht *alles* ist. Alles zu sein, das ist sein Programm. Das ist sein Wahn, der es, denke ich, in einen beispiellosen Zusammenbruch führen wird. (17. Juni 1941 - fünf Tage vor Beginn des deutschen Rußlandfeldzuges!)

Was an diesem Tagebuch immer wieder fasziniert, ist die konsequent beibehaltene Ungleichzeitigkeit der Notate. Selbst unter größter äußerer Bedrängnis verzichtet Green nie darauf, sein inneres Leben weiterzuführen und sich die Ereignisse geistig auf Distanz zu halten. So wird sein Diarium nie zum bloßen Kriegstagebuch, er behält sich die Freiheit bei, zwischen den Dimensionen hin- und herzugleiten und sich die Zeit, in der er lebt, gewissermaßen selbst auszusuchen. Am 6. Juni 1944 etwa, dem Tag der alliierten Invasion in der Normandie, besucht er das Gut seines Großvaters in Virginia, genießt den blauen Himmel und die Stille und erinnert sich an das Jahr 1920, als er in Begleitung seines Vaters diesen Ort

besucht hatte. „All das wiederzusehen, während Frankreich eingenommen wird (Welcher Zusammenhang? Überhaupt keiner).“ Auch diese Weigerung, übergreifende Sinnstrukturen zu konstruieren, sondern das Unverbundene einfach nebeneinander stehen zu lassen, ist typisch für Green und die Struktur seines Tagebuchs. Nicht anders steht der Autor selbst als unverbundene Monade in der siegestrunkenen Menge, die das Ende des Krieges feiert:

Bei Tagesanbruch weckte mich Geschrei von der Straße. Ich begriff, daß diesmal der Krieg mit Japan tatsächlich beendet war, und schlief wieder ein. Um neun Uhr morgens ging ich zum Times Square. Häßlichkeit der Menge, aus der sich da und dort sehr schöne Gesichter abheben. Ungewißheit dieser Abertausende von Menschen, die hier sind und nicht wissen, was sie tun sollen, schreiend hin und her gehen, weil man schreien muß. Ich hatte das Gefühl vollkommener Einsamkeit, womit ich sagen will, daß zwischen der Menge und mir nicht die geringste Verbindung bestand. Ich mag die Menge nicht. Die Menge ist nicht das Volk; sie ist etwas anderes, etwas Niedriges und Dummes. Nach einigen Minuten betrat ich ein Kino, das ich eine Stunde später verließ. Unbarmherzig niederbrennende Sonne. Von sich selbst berauscht, schrie die Menge noch immer. Ein zehnjähriges Kind, das Gesicht von den Lippen der Mädchen, die es küßten, rot verschmiert. Ein alter Mann, die amerikanische Fahne wie einen Turban um den Filzhut geschlungen. In mein Zimmer zurückgekehrt, um zu lesen. (14. August 1945)

Und dann, als ob ihn das alles nichts mehr angehe, reflektiert er über die Liebesszenen in *Romeo und Julia*. Militärische Erfolge und Siegesfeiern gehören nicht zu dem, was für ihn real ist. Der Krieg ist von Bedeutung nur als seelisches Ereignis, konkret ist nur, was er im Inneren der Menschen auslösen wird:

Das Antlitz der Erde wird sich mit der Atombombe zweifellos verändern. Der Mensch hat sich einer Waffe bemächtigt, die er nur mißbrauchen kann; eine unerhörte Kraft fällt in die Hände dieses leichtsinnigen und fast verantwortungslosen Wesens, das dem Taumel der Zerstörungslust nicht zu widerstehen weiß. Ich frage mich, welche Auswirkungen dieses Ereignis auf das Seelenleben jener Menschen haben wird, für die das unsichtbare Leben existiert. Wie viele Dinge werden mit einemmal wertlos! Das Leben unter der Gefahr des plötzlichen Todes aller wird die menschliche Rasse vielleicht veranlassen, verinnerlicht zu leben, wenn es sie nicht den Vergnügungen in die Arme wirft. (7. August 1945)

Da sind wieder die beiden Kontrahenten, die wir aus Greens Werk schon kennen: der Mystiker und der Wüstling, als zwei Möglichkeiten, auf die drohende Vernichtung zu reagieren. – Im Oktober 1945 ist Green zurück in Paris, und hier hört er sehr bald auch von Auschwitz. Bemerkenswert ist, daß er aus dem, was er hört, weniger den millionenfachen Tod der Opfer hervorhebt, als vielmehr das Schicksal jener Gefangenen, die von den Deutschen zu

Aufsehern gemacht wurden und diese bald an Grausamkeit übertrafen. „Was die Deutschen taten: sie verwandelten Menschen in Verbrechermaschinen. (...) Am Ende haßten die Gefangenen die Deutschen nicht einmal mehr, die ihnen wie Werkzeuge in den Händen einer übergeordneten Macht (dem Teufel) erschienen“ (28. Oktober 1945). Es sind wieder die Deformationen der Seele, auf die er abzielt. Leid interessiert ihn nicht, wenn es nur das passive Leid ist, das auch Tiere im Schlachthof erdulden müssen. Menschliches Leid ist vielmehr eine aktive Tätigkeit der Seele, also etwas, das den Menschen überwältigt oder bewältigt werden kann - durch die Kraft des Geistes und des Glaubens. Es ist die „spirituelle Erniedrigung“, die ihm an den Berichten über Auschwitz auffallen, und er vergleicht es mit eigenen Erfahrungen: „Ich erinnere mich an den Zusammenbruch aller Spiritualität, als ich, im September 1938 in Rotterdam, den Krieg für gewiß hielt. Das wenige an Vergeistigung, das ich kenne, erträgt die Heimsuchung großen Entsetzens nicht, ich muß es sagen. Viele von uns haben einen Glauben, der nicht ausreicht, um den Brutalitäten unserer Zeit zu trotzen“ (14. Dezember 1945). Daraus folgt:

Wenn dieser Krieg morgen aufhörte, würde ich mich ungefähr als der gleiche wiederfinden, der ich 1939 war, und das beunruhigt mich, denn in spiritueller Hinsicht hat dieser Krieg überhaupt keinen Sinn, wenn er einem Teil der Menschheit nicht dazu verhilft, besser zu werden. Und wenn das Unterfangen scheitert, wenn die Millionen Männer und Frauen, denen es obliegt, sich zu befreien, diese Gelegenheit (vielleicht eine schreckliche Chance), nicht wahrnehmen, muß der Krieg weitergeführt werden oder von neuem beginnen. So, wie ein jeder von uns den Krieg verschuldet hat, so hat ein jeder die Macht, ihn zu beenden. Sobald man die wahren Gründe des Krieges andernorts als in uns zu finden sucht, verirrt man sich im Chaos menschlicher Gedankenführung, denn der Krieg ist vor allem ein Drama des Geistes. (22. Juli 1942)

Der Krieg als inneres Erlebnis - allerdings ganz anders, als dies Ernst Jünger gemeint hatte!



DER SCHATTEN MEINER HAND AUF DIESEM BLATT, DER LEBENDIGE SCHATTEN. ALLES ERSCHEINT MIR SCHÖN, WAS DURCH DAS SPIEL DES LICHTS ZUSTANDE KOMMT. GESTERN SPRACH EIN FREUND IN MEINEM ZIMMER ÜBER DAS NICHTS, DAS ER IN ALLEM SIEHT. NICHTS HABE EINEN SINN. OHNE GOTT HAT IN DER TAT NICHTS EINEN SINN, SO WOLLTE ER ES ABER NICHT VERSTANDEN WISSEN. DIE DÄMMERUNG BRACH HEREIN, DOCH ICH DACHTE NICHT DARAN, EINE LAMPE ANZUSCHALTEN. MIT ZUNEHMENDER DUNKELHEIT KREUZTEN SICH HERRLICHE LICHTREFLEXE AN DER DECKE WIE GROßE DIAMANTEN MIT INEINANDER VERSCHACHTELTEN KANTEN. ES WAREN DIE LATERNEN IM HOF, DIE DURCH DIE BÄUME HINDURCH STRAHLTEN. WIR STAUNTEN NUR NOCH UND LIEßEN DAS GESPRÄCH ÜBER HOFFNUNGSLOSIGKEIT UND VERDRUß FALLEN. (15. Oktober 1959)



Es kann gelegentlich recht nützlich sein, das eigene Haus einmal von der Türschwelle des Nachbarn aus zu betrachten, weil dann Formen und Proportionen zutage treten, die man nicht sieht, solange man vor der eigenen Tür sitzen bleibt. So ist es, von Frankreich aus gesehen, überraschend und bemerkenswert, wie tief die deutsche Kultur im lutherischen Protestantismus verankert ist. Nicht nur, daß die Tradition des literarischen Katholizismus, die in Frankreich ungebrochen bis ins 20. Jahrhundert weiterwirkt, in Deutschland - von kläglichen Restbeständen abgesehen - seit Jahrhunderten nicht mehr existiert, es gibt bei uns auch im weiteren Sinne keine christliche Literatur. Denn seit Luther die Religion zur Privatangelegenheit zwischen Gott und dem Gläubigen machte, ist es zwar möglich geworden, öffentlich über Schweiß, Sex und Verdauungsbeschwerden zu sprechen, der Glaube hingegen bleibt ein Thema, über das „man“ nicht spricht. Mit seiner Zweireichelehre hat Luther einen breiten Keil zwischen Theologie und Poesie getrieben, deshalb gibt es in Deutschland - und zwar nicht erst seit Lessings *Anti-Goeze* - keine im eigentlichen Sinne christliche Literatur. In Frankreich dagegen hat die mächtige Gestalt Blaise Pascals die beiden auseinanderstrebenden Bereiche zusammengehalten. Auch in Julien Greens Tagebüchern ist sein Einfluß bemerkbar. Nicht zufällig sind Pascals *Pensées* darin das meistzitierte Buch (außer der Bibel natürlich), und wenn man es darauf anlegen würde, könnte man Analogien in Themenwahl, Argumentationsweise und Stilistik herausarbeiten, die die ungeheure Bedeutung von Pascals Apologie des Christentums für Green belegen. Zugleich ist dies aber auch der Teil des Diariums, der dem deutschen Leser - aus den genannten Gründen - die meisten Schwierigkeiten bereitet, und dem er mit dem größten Widerwillen begegnet. Es gibt auf diesen mehr als 5000 Seiten kaum eine, auf der nicht von Gott, Jesus oder einem Kirchenheiligen die Rede ist. Insbesondere die Tagebücher der fünfziger Jahre schließen die Außenwelt fast vollkommen aus und vergraben sich mit einer an Fanatismus grenzenden Hartnäckigkeit in die abseitige Welt theologischer Autoren des 17. Jahrhunderts, hauptsächlich solche, die dem Jansenismus zuzurechnen sind, der im Tagebuch stets unter dem Stichwort „Port-Royal“ zusammengefaßt ist. Man muß sich durch einen Berg theologischer Spitzfindigkeiten hindurchwühlen und wird mit Heiligenviten konfrontiert, die selbst praktizierenden Katholiken nur selten geläufig sein dürften. Wie ein Eisbrecher in der Nordwestpassage schiebt man sich durch die zunehmend fester werdende Eisdecke

katholischen Gedankenguts, die Lesegeschwindigkeit verringert sich merklich, bis - man plötzlich durchbricht und das Faszinosum beginnt!

Green wurde als Kind anglikanischer Eltern in eine spirituell nervöse Familie hineingeboren. Die älteste Schwester war die erste, die (offenbar noch vor Greens Geburt) zum Katholizismus übertrat, der Vater konvertierte, kurz bevor Green selbst es tat, und wurde nach seinem Tod in der Kutte der Franziskaner beigesetzt. Die frühverstorbene Schwester Retta war dagegen mehr für das Reich der Geister empfänglich, zwei Tage vor dem Tod der Mutter sah sie Männer, die das Gartentor mit schwarzem Stoff bespannten, wo ihre Geschwister nichts sahen. Die Mutter selbst, alles überragende Bezugsperson des jungen Green, geriet offenbar in eine religiöse Krise, aus der sie bis zu ihrem Tod nicht mehr herausfand. Green meinte später, sie wäre ebenfalls konvertiert, wenn sie nicht aus reinem Traditionalismus an ihrem protestantischen Glauben festgehalten hätte. Seine eigene Bekehrung, im Herbst 1915, brachte er, wie oben schon erwähnt, mit der mystischen Präsenz der Mutter in Verbindung. 1916 konvertierte er, plante eine zeitlang sogar, Mönch zu werden, entschied sich nach dem 1. Weltkrieg aber anders - zur großen Enttäuschung seines geistlichen Mentors, des Pater Crété. Diese Entscheidung und die Reaktion des Paters hinterließen in Green einen untergründigen Gewissenskonflikt, so daß er in den kommenden Jahrzehnten immer wieder von einem völlig weltabgewandten Leben träumen wird - ohne allerdings seine damalige Wahl jemals grundlegend in Frage zu stellen. In den zwanziger Jahren unterdrückt der Erotomane den Mystiker, der Ausbruch der Sexualität geht Hand in Hand mit einer Entfernung von der Kirche und vom Glauben. Anfang der dreißiger Jahre ist Green sich bewußt, in einer geistigen Krise zu stecken, ohne einen Ausweg daraus zu wissen:

Augenblicklich ist mir das Herz schwer wegen meiner Unbesonnenheit im vergangenen Monat. Ich kann mich nur Gott zuwenden. Doch was heißt das? An welchen Gott glaube ich? Vorhin, in meinem Zimmer, habe ich versucht, mit ihm zu sprechen. Noch nie fühlte ich mich von einer solch tiefen Einsamkeit umgeben. Als ich die Augen schloß, war mir, als verginge meine physische Person und einzig mein Geist bliebe in dieser unverständlichen Welt zurück. Beten? Ich kann nicht mehr beten. (26. Oktober 1933)

Eine zeitlang beschäftigt er sich mit dem Buddhismus, doch erst ein neuerliches Bekehrungserlebnis 1939 führt ihn zum Glauben und zur Kirche zurück. Dieses allerdings, da es gerade in jene Lücke in den Tagebuchaufzeichnungen zwischen 1939 und 1940 fällt, hat im Tagebuch keine direkten Spuren hinterlassen. Von einem dritten religiösen Wendepunkt -

nach 1915 und 1939 - berichtet Green nachträglich: „Ich flehte den Herrn an, mir beizustehen. Er selbst hatte bewirkt, daß ich ihn anflehte. Das geschah 1956 in Clairefontaine, nachdem ich einen Artikel über Mutter Marie Yvonne Aimée de Jésus gelesen hatte, den Anne bei ihrem Friseur aus einer Illustrierten herausgerissen hatte“ (19. September 1973). Im Tagebuch des Jahres 1956 selbst ist ein solcher fundamentaler Einschnitt nicht bemerkbar, aber vielleicht entziehen sich religiöse Erweckungserlebnisse grundsätzlich der Beobachtbarkeit. Nicht jedoch die inneren Krisen, die diesen vorausgehen.

Es fällt auf, daß zumindest zwei dieser drei großen spirituellen Umkehr-Erlebnisse deutlich mit inneren oder äußeren Krisen zusammenfallen. 1915 war es der Tod der Mutter und der erste Weltkrieg, 1939 der bevorstehende zweite Weltkrieg, Zeiten also, in denen das, was sicher und fest schien, zerbrach und der Untergang eines Zeitalters (wieder einmal) bevorzustehen schien. Der Glaube und die Kirche - Green sieht beides ausdrücklich immer im Zusammenhang! - werden da zum Rettungsboot, in das die Schiffbrüchigen sich retten. In der Kirche mochte der junge Mann von 1915, der in seiner Mutter die Welt verloren hatte, einen Ersatz ihrer wärmenden, schützenden Gegenwart sehen. 1939, angesichts einer Welt, die sich blindlings und todessüchtig in den eigenen Untergang stürzt, ist sie weit mehr als das, wird sie mit ihrer zweitausendjährigen Geschichte zum Garanten einer Zivilisation, die nicht untergehen kann:

Wylies Buch war für mich der Ausgangspunkt zahlreicher Überlegungen. Seiner Ansicht nach ist es uns noch nicht gelungen, uns vom Mittelalter zu befreien, das in seinen Augen eine Epoche der Dunkelheit ist (ein geläufiger Gedanke, wie ihn der Begriff *the dark ages* zum Ausdruck bringt, der so oft auf die der „Renaissance“ vorangehenden Jahrhunderte angewendet wird). Ich glaube hingegen, daß wir dabei sind, unter Bombenbeschuß das Mittelalter zu verlassen wie Menschen, die bei einem Bombenangriff aus ihrem Haus fliehen, Bomben, die eine neue Welt ankündigen, der ich zutiefst mißtraue. *O brave new world...* [Zitat aus Shakespeares „Sturm“, 5. Aufzug, 1. Szene. H. T.] Das bleibt abzuwarten. In der mittelalterlichen Welt kam dem Unsichtbaren trotz allem die erste Stelle zu; das Unsichtbare war die einzige Domäne, der man das Absolute zuordnete. Wie groß die Bedeutung der Politik auch war, ihre Realität war nur relativ, sie war das Jahrhundert, das vergeht. Alles Große und wahrhaft Menschliche war vom Übernatürlichen gezeichnet. Alles war *anderswo*, und dieses strahlende *Anderswo* tröstete über das Chaos auf Erden hinweg. Die (so genannte) Renaissance unternahm den Versuch, diese Ordnung umzustürzen, indem sie das, was geschieht, an die Stelle dessen setzte, was ewig ist, indem sie die Menschheit im Provisorium einrichtete, als sollte sie für immer dort verweilen. Die Revolution hat sie darin noch übertroffen. Was wir verteidigen, sind oft genug Werte des 13. Jahrhunderts. Unsere Trauer besteht zum Teil aus unserer Gewißheit, endgültig besiegt zu sein. Unsere Zivilisation wird vergehen. Zurückbleiben wird allein, was sie

der Welt an Ewigem gegeben hat - ich meine die Kirche, die nicht sterben kann. Die Generationen der zwanzig Jahrhunderte, die uns vorangegangen sind, bilden ein Ganzes, das wir in aufeinanderfolgende Epochen aufzusplintern versuchen, in denen der Historiker der Zukunft jedoch vielleicht nur einen einzigen Block erkennen wird. Der moderne Mensch ist bereits geboren. Er fliegt in den amerikanischen Bomberflugzeugen. Amerika hat nie zum Mittelalter gehört. Drei Jahrhunderte lang hat es darauf gewartet, geboren zu werden; seine Kriegsmaschinen werden es ins nächste Jahrhundert tragen, in dem wir unseren Platz nur noch auf den Friedhöfen finden werden. Denn in Amerika ist die Niederlage des Mittelalters augenfällig. Hier ist die Kirche nicht römisch. Was mich angeht, fühle ich mich zutiefst als Mensch des Mittelalters, der betrübt sieht, wie das große christliche Atlantis im Wasser untergeht. Daher rührt, denke ich, dieser mystische Eifer für eine Heimat, der nichts etwas anhaben kann. Das Paradies wird uns über die zerbombten Kathedralen hinwegtrösten. Mit Entsetzen verleugne ich unseren *Fortschritt*, unsere Todeserfindungen... (11. Mai 1943)

Green stellt hier die übliche Geschichtsbetrachtung auf den Kopf: Statt eines Aufstiegs der Menschheit aus den Katakomben der *dark ages* zum Licht der Vernunft, das seit dem 18. Jahrhundert immer heller scheint, ist es gerade das Mittelalter, das für ihn den Höhepunkt der Zivilisation repräsentiert, angesichts einer Gegenwart, deren Fortschritt sich nur in immer mehr perfektionierten Mordwerkzeugen zeigt. Die europäische Zivilisation, das ist das, was die katholische Kirche geschaffen hat, zwanzig Jahrhunderte als „Ganzes“, als „einziger Block“. Diese Zivilisation hat Green bewußt gewählt, als er 1939 zur Kirche zurückkehrte, auf diesen Felsen rettet er sich, während um ihn her das Chaos ausbricht. Natürlich - das soll keineswegs geleugnet werden - war dies vor allem ein Akt des Glaubens, doch zugleich eben auch die Entscheidung für eine geistige Ordnungsmacht, für den letzten verbliebenen Repräsentanten der Kultur in einer Welt, in der alle anderen Formen zerbrochen sind und die Humanität in einem Meer von Blut ersäuft wird. Wen wundert es da, daß Green niemals zu den „kritischen“ Katholiken gehört hat, daß er sich stets bewußt und willig den Anordnungen der Kirche und des Papstes gefügt hat, selbst wo ihm dies schwerfiel. Wenn die Kirche die Zivilisation selbst repräsentiert, bedeutet Widerspruch nichts anderes, als die Barbarei zu unterstützen!

Aber auch diese letzte geistige Ordnungsmacht ist offensichtlich dem Untergang geweiht; nicht umsonst spricht Green von einem „christlichen Atlantis“ (und wendet sich damit, nebenbei bemerkt, gegen seine Heimat Amerika; aber Green war ohnehin nie europäischer als in seinem amerikanischen „Exil“). Die eigentlichen, d. h. geistigen Probleme waren mit dem Ende des Krieges nicht ausgestanden, im Gegenteil. Der Krieg, Auschwitz, die Atombombe,

das waren Realitäten, die allem widersprachen, wofür die Botschaft Christi steht. „Zwei Jahrtausende Christentum, und das Ergebnis ist die Atombombe. So lautet des Menschen Antwort auf Gottes frohe Botschaft“ (12. Oktober 1960). Kaum nach Europa zurückgekehrt, wird Green von der Präsenz des Nichts gestreift:

Den Tag in einem großen Kloster in der Umgebung von Paris verbracht ... In der Bibliothek, in der man mich einen Augenblick allein ließ, bat ich um das Buch, das Melchior Cano für Philipp II. schrieb, der ihn zum Beichtvater haben wollte. Der Verfasser legt in sehr einfachen Worten seine eigenen Fehler dar. Ich las eine halbe Stunde lang. Man sollte mich um fünf Uhr abholen, aber um sechs Uhr war ich noch immer allein in diesem großen Saal, in dem es bereits dunkel wurde. Draußen indes war der Himmel noch hell, blaßblau. Arbeiter hämmerten in der Nachbarschaft. Unendliche Traurigkeit zu dieser Stunde auf dem Land. Ich fror. Ich fragte mich, ob ich aus Liebe zu Gott zwanzig Jahre lang in einem Kloster frösteln könnte. Mit einemmal überkam mich eine Art Verzweiflung. Ich dachte: „Wenn das religiöse Leben nicht das wahre ist, dann ist nichts wahr auf dieser Welt, dann ist alles aus, es bleibt mir nichts mehr.“ Ich verharrte reglos, voller Entsetzen vor der heraufsteigenden schwarzen Flut. Der Unglaube streifte mich, und ich bekam Angst. Ich rührte mich nicht, aber alles, wozu ich mich imstande fühlte, war eben, mich nicht zu rühren und so sitzen zu bleiben. Mir schien, daß nicht einmal der Tod trauriger und schwärzer sein könnte als dieser außergewöhnliche, in meinem Leben wohl einzigartige Augenblick. Heftiger Ekel ergriff mich vor der Religion, vor mir, vor allem. Das dauerte etwa eine halbe Stunde, aber erst viel später begriff ich, worum es gegangen war und welche Anwesenheit ich in diesen Mauern gespürt hatte. (16. Oktober 1946)

Es ist die Anwesenheit des Teufels, die Green meint, und ausgerechnet in einem Kloster tritt der Versucher an ihn heran! In der Zeit unmittelbar nach dem Krieg nahmen viele Menschen eine Inventur dessen auf, was ihnen geblieben war (man denke an das gleichnamige Gedicht von Günter Eich) und stellten fest, daß ihnen viele Glaubensinhalte - religiöse, humane und politische - verlorengegangen waren. Manch einer stülpte sich da den Nihilismus wie einen Helm über den Kopf, andere wandeln die Verzweiflung mittels Satres Existentialismus in ein neues Weltbild um, oder verschanzen sich im ideologischen Bunker - rechts oder links vom Schützengraben. Green dagegen sucht einen Weg zu Gott. Darin liegt der Sinn jener Jahre bis 1956, die angefüllt sind mit einer klösterlich weltabgewandten Auseinandersetzung mit der religiösen und theologischen Tradition. Es ist ein Kampf zwischen Gott und dem Nichts:

Gefühle des Nichts. Unbeschreiblich. Es ist denjenigen vertraut, die jede Form von „Zerstreuung“ im pascalschen Sinn des Wortes aus ihrem Leben verbannt haben. Nicht mehr an die Notwendigkeit der Zerstreuung zu glauben, bedeutet für manche Seelen, den Halt zu verlieren. Nichts ist geeigneter, uns zu Gott zu stoßen wie in einen Abgrund, denn die Frage lautet nun: Gott oder nichts. In einem großen, gut



eingerrichteten Zimmer zu wohnen, ändert nichts daran. Auch Behaglichkeit, Musik, Bücher, Freude am Gespräch ändern nichts daran und fügen vor allem nichts hinzu, weil es nicht möglich ist, dem Nichts irgend etwas hinzuzufügen, und das *Nichts* bleibt übermächtig hinter all diesen Erscheinungen und schlägt sie mit dem Tod. Doch lehrreich an diesen Berührungen mit dem Nichts ist die wachsende Gewißheit, daß die einzig mögliche Wirklichkeit Gott ist. Das wußten wir zwar, aber wir wußten es nicht auf diese Weise, wir wußten es nicht bis ins Mark der Knochen. (19. Juli 1947)

Bisher war nur vom Glauben als *Negation* die Rede: als Negation der Welt oder des Nichts.

Was aber bedeutet er für Green positiv?

Da stellt sich zunächst die Frage, wie Gott den Menschen entgegentritt, als Richter der letzten Tage oder als Vergeber der Sünden? Die jansenistischen Schriften, mit denen Green sich um 1950 zu beschäftigen begann, waren in dieser Hinsicht unerbittlich und schreckenerregend, und so kreist denn auch Greens Denken jahrelang um die Fragen, die sich aus *Matthäus 20,16* ergeben: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ „Wie sehr diese Worte des heiligen Matthäus mich beunruhigt und meine arme Anne gequält haben. (...) Er war die quälende Frage für Port-Royal und auch sein großes Hauptthema, das angst machen sollte. Man hat den Eindruck, daß dieser beängstigende Vers im Verschwinden begriffen ist. Man findet ihn weder in der Bibel von Osty noch in der von Jerusalem. Wird er mißverstanden, kann er einen Menschen entweder in Verzweiflung stürzen oder in einen fast genauso verhängnisvollen geistigen Hochmut“ (13. Februar 1990). Bedeutet er, daß nur die wenigen Gerechten errettet, alle anderen aber der Hölle überantwortet werden? Und widerspricht das nicht gerade der Barmherzigkeit Gottes? Und nicht zuletzt: Wer sind diese Gerechten, die errettet werden, und wie kann ich wissen, ob ich dazu gehöre? Green hatte alle Ursache, sich das zu fragen, hatte er doch jahrelang in Sünde gelebt, in jenen Jahren, als er unter dem Bann der sexuellen Lust stand.

Zur Klärung solcher beängstigenden Fragen lag es nahe, sich mit denen zu beschäftigen, die ganz sicher gerettet sind, also den Heiligen und Seligen der Kirche. Hieraus erklärt sich Greens immer neue Beschäftigung mit den Viten jener heiligen Männer und Frauen. Was er in der Hagiographie entdeckt, ist aber nicht das Erbauliche (ein Wort, das Green verabscheute) herkömmlicher Frömmigkeit. Seine Heiligen sind schwierige, rauhe Menschen, die mit ungeheurem Kraftaufwand um Gott ringen und damit oft zur Zumutung werden für ihre Zeitgenossen ebenso wie für die Nachgeborenen, die sich an diesen Gerechten messen müssen: „Wie soll man da nicht erbeben, wenn man sieht, was ein Heiliger ist? Ich weiß, Gott

ist gut, er liebt uns trotzdem und ist deshalb zu uns herabgestiegen, aber seine Auserwählten machen einem angst“ (27. Dezember 1972). Und nicht zuletzt haben diese Heiligen oft auch das Leben eines Wüstlings geführt, bevor sie bekehrt wurden, wie etwa der heilige Augustinus, der, wie es einmal heißt, bis zum Alter von dreiunddreißig Jahren keine einzige Nacht ohne ein Frau verbracht habe. (Deshalb habe er später, quasi aus Abscheu vor dem, was er einmal war, jene Dichotomie zwischen körperlicher Lust und seelischer Liebe ins Christentum eingeführt, die bis heute fortbesteht. „Da die Vereinigung mit seinen Konkubinen ausschließlich der Wollust diene, konnte er sie nicht lieben. Ich beklage, daß aus dieser Charakterschwäche eine Katastrophe für das Christentum hervorging“ [11. Juli 1989].) Auch Franz von Assisi dürfte seine Gründe gehabt haben, warum er die Verfehlungen seiner Jugend noch beweinte, nachdem er schon eine Generalbeichte abgelegt hatte. „Nach seinem Tod war das alles sehr bald verschleiert worden, und man wollte uns einreden, es habe sich lediglich um Lieder und Rundtänze auf den Straßen von Assisi gehandelt. Rundtänze! Mir ist es weit lieber zu wissen, daß Franziskus ein paar Sünden begangen hat. Das macht ihn menschlicher und liebenswerter, und es kann sein Verdienst nur mehren. Freilich habe ich die brennenden Heiligen (von der Art des heiligen Augustinus) schon immer den Heiligen aus Eis vorgezogen, die gegen jede Versuchung gefeit waren. Daß der heilige Franz von Assisi gefallen ist, gibt uns wieder Hoffnung“ (9. Oktober 1949).

Im Laufe der Jahre wird schließlich die Angst vor dem strafenden und verdammenden Gott geringer, denn die eigentliche Rechtfertigung des christlichen Glaubens - auch gegenüber anderen Religionen - liegt nicht in der Fähigkeit Gottes zu strafen, sondern mitzuleiden. „Der Mensch ist unglücklich. Das kennzeichnet ihn. Die triumphierenden Götter der Griechen waren trivial, weil sie nicht leidensfähig waren. Ein fleischgewordener Gott leidet unweigerlich, und je mehr er leidet, desto näher steht er uns, desto mehr ist er in uns“ (5. Februar 1973). Und vom mitleidenden ist es nur noch ein kleiner Schritt zum Mitleid empfindenden und schließlich zum liebenden Gott, der den Autor aus einer Ikone heraus anschaut, die in seiner Wohnung an der Wand hängt:

Die ganze Seele des Erlösers liegt in seinen Augen, in der Pupille, sogar in der Iris, und ihre Anziehungskraft ist unbeschreiblich. Christus spricht hier in einer Sprache der Stille, einer Stille, in der alles für jeden einzelnen von uns gesagt wird. Dieser Ruf, ein stummer und zugleich widerhallender Ruf - wie kann man eine Vorstellung von ihm geben? Eineinhalb Stunden lang wurde ich der Dunkelheit des Salons wie nie zuvor in meinem Leben *angeschaut*, von diesen riesigen, strengen Augen die von einer

übernatürlichen Liebe erfüllt sind, die nichts mit der Liebe zu tun hat, welche wir auf Erden kennen. Mit schrecklicher Heftigkeit hatte ich das Gefühl, mein ganzes Leben vertan zu haben, weil ich Christus nicht so gefolgt war, wie er es wollte. Wo stehe ich also mit achtzig Jahren? Was ist die Anhäufung von Büchern wert, die ich zurücklasse? Wie steht es um die Seele, die Gott so geliebt hat? Wie viele Vorwürfe an uns alle in diesem wunderbaren und verstörenden Blick, ausgesprochen in diesen Bildern, die aus der Tiefe des 10. und 11. Jahrhunderts zu uns kommen? (12. Juli 1981)

Man denkt an den Blick all der Liebenden in Greens Romanen, die durch den Spalt einer Tür, gefangen in einem Schrank, auf den Geliebten schauen, aber es ist ein anderer Blick, den Christus auf den Menschen wirft, ein Blick, der völlig frei ist von den Gefängnissen menschlicher Tradition, ein ungehemmter, fordernder, doch zugleich liebevoller Blick, ein Blick, der fragt und sucht nach dem, was der Mensch hinter all seinen Masken, Ablenkungen und oberflächlichen Werken im Innersten ist. Und der Mensch auf der anderen Seite kann dem Blick nur standhalten, wenn er selbst bereit ist, hinter all die Masken, Ablenkungen und oberflächlichen Werke zu schauen, mit denen er seine Seele umstellt hat. „Wenn man vollkommen genug davon hat, man selbst zu sein, und aufrichtig wünscht, sich zu verlassen, dann ist der Augenblick Gottes gekommen“ (12. April 1993). Aber wo verbirgt sich Gott, wo muß man ihn suchen?

Heute gedacht: Der Mensch sagt: „Was das Leben erträglich macht, ist die fleischliche Lust.“ - „Ich nehme dir diese Lust“, sagt jemand. - „Mir bleibt die Lektüre.“ - „Ich nehme dir die Lektüre, ich blende dich.“ - „Dann bleibt mir die Musik.“ - „Auch sie verlierst du. Ich nehme dir das Gehör.“ - „Mir bleibt Gott.“ - Gott entzieht sich, und der Mensch findet sich ab mit dieser zeitweiligen Abwesenheit. - „Auch diese Gewißheit nehme ich dir.“ Jetzt herrscht Leere, Finsternis. - „Nun gut“, sagt der Herr. „Hier bin ich. Du hast mich gefunden. Du willst wissen, wo ich war. In deinem Herzen war ich und in deinem Kopf. Ich verbarg mich in der Luft deiner Lungen, im unermüdlichen Strom des Blutes, das ich in deinen Adern kreisen lasse. Ich bin die Seele deiner Seele.“ (19. Juni 1971)

Man subtrahiert alles vom Menschen, was menschlich ist, alles, was er zu seinem Wohlbefinden, seiner Identität, seiner Persönlichkeit rechnet, und übrig bleibt - Gott! Die Suche nach ihm ist zugleich die Suche nach dem Innersten, dem Eigentlichen des Menschen. Glaube bedeutet demnach die Suche nach der Möglichkeit des Humanen. „Nichts auf Erden ist von Belang, die Entdeckung Gottes in uns selbst ausgenommen. Er ist da, ob man es weiß oder nicht, ob man es spürt oder nicht“ (3. August 1956). Vielleicht war dies die Erkenntnis,

die zu der letzten großen Glaubenswende des Jahres 1956 geführt hat: Daß Gott nichts anderes ist als die Essenz des Menschlichen!

Das soll nun nicht etwa heißen, Gott ins Psychologische des menschlichen Unterbewußtseins aufzulösen. Daß Gott real ist, daran läßt Green keine Zweifel, er ist für ihn sogar das einzig Reale in einer Welt der Illusionen. Doch thront er nicht hoch über den Wolken, fern von den Menschen und der Welt, sondern ist - nicht metaphorisch, sondern wörtlich - deren Fundament. In einer Welt des Schreckens, in der der Mensch des Menschen ärgster Feind ist, kann Menschlichkeit nur finden, wer Gott sucht, weil Gott am Grunde aller Menschen wohnt. In dieser Sicht ist dann die Passionsgeschichte Christi der immer wiederkehrende Verrat des Menschen am Menschlichen:

Wäre ich allein auf der Welt gewesen, hätte Gott dennoch seinen einzigen Sohn hergeschickt, damit er gekreuzigt werde und mich erlöse. Ein seltsamer Stolz sei das, wird man mir sagen. Ich glaube nicht: Dieser Gedanke schoß bestimmt durch mehr als nur einen christlichen Kopf. Aber wer hätte über ihn gerichtet, ihn verurteilt, geschlagen und gekreuzigt? Zweifeln Sie keine Sekunde daran: ich. Ich hätte alles getan. Jeder von uns kann das sagen, wer auch immer wir sind und in welchem Teil der Erde auch immer wir uns befinden. Braucht man einen Juden, der ihm ins Gesicht spuckt, hier bin ich. Einen römischen Beamten, der ihn verhört, einen Soldaten, der ihn lächerlich macht, einen Henker, der ihn ans Kreuz nagelt, damit er dort bis zum Ende aller Zeiten bleibt, wieder werde ich es sein, werde ich alles Nötige tun. Einen Jünger, der ihn verrät. Suchen Sie nicht, hier bin ich. Einen Jünger, der ihn liebt. Das ist das Schmerzhafteste an dieser ganzen Geschichte, auch das Geheimnisvollste, denn schließlich weißt du genau, daß ich das sein werde. *(16. November 1954)*

Das bedeutet, daß sich christlicher Glaube und Humanität nicht, wie die Aufklärung glauben machen wollte, ausschließen, daß es vielmehr neben, außer oder vor jenen allgemeinen Menschenrechten, die von der französischen Revolution deklariert wurden, noch andere, spirituelle Kräfte gibt, die die einzelnen Menschen zu einer - nicht politisch oder geschichtlich, sondern geistig und geistlich definierten - Menschheit miteinander verbinden, Kräfte, die nicht abstrakt definiert und konstitutionell ausgerufen werden müssen, sondern Kräfte, die durch Gott im Menschen selbst aufgespürt werden müssen und die nicht im extrovertierten Materialismus, sondern gerade in der Wendung nach Innen zutage tritt. In diesem Sinne verteidigt Green eine Haltung der Kontemplation, die einem nur äußerlich lebenden Zeitalter zunehmend fremd wird:

Ich höre, sogar von intelligenten Menschen, es sei ein Akt höchsten Egoismus, sich in eine Zelle einzuschließen, um sich der Kontemplation hinzugeben und seine Seele zu retten. Damit verkennt man die Kommunion der Heiligen, die uns miteinander verbindet. Man rettet sich nicht allein. Wie viele Seelen sind dem Dämon entrissen worden durch das Gebet einer demütigen Karmeliterin, von deren Existenz die Welt nie etwas wissen wird. „Unendlich viel christlicher ist einer, der die Armen unterstützt und ihnen zu essen gibt“, fährt mein Gesprächspartner fort. Wie soll man es den heutigen Menschen nur begreiflich machen, daß es verschiedene Berufungen gibt und daß sie unendlich variieren, alle von der Liebe beherrscht sind. Am meisten schockiert mich die hartnäckige Banalität dieser Einwände. Daraus ist der Amerikanismus hervorgegangen: lieber die Aktion als das Gebet, als wäre das Gebet nicht die Aktion im höchsten Grad. (7. Januar 1981)

Den kulturellen Antiamerikanismus, der am Ende des Zitats durchscheint, ist man von Franzosen ja durchaus gewohnt, doch dieser Franzose ist eigentlich Amerikaner! Wie seltsam, daß einer von außerhalb kommen mußte, um die altgewordene, im Untergang begriffene Welt der europäisch-christlichen Zivilisation noch einmal geistig zusammenzufassen, noch einmal leuchten zu lassen, noch einmal den christlichen Humanismus eines spirituellen Zusammenhangs aller Seelen gegen den materialistischen Rationalismus und Utilitarismus eines geist- und seelenlosen (End-)Zeitalters zu rechtfertigen. So ist Julien Greens Tagebuch, obwohl es so viele Jahre dieses Säkulums umfaßt, doch keine Chronik des 20. Jahrhunderts, sondern vielmehr gegen das 20. Jahrhundert geschrieben. Es ist das Journal nicht eines Jahrhunderts, sondern eines Zeitalters, es ist nicht weniger als der gewaltige, ebenso melancholische wie leidenschaftliche Nachruf auf die christliche Zivilisation.

Als ein solcher enthalten die Tagebücher die Fülle dessen, was das Christentum geistig hervorgebracht hat. Denn mit jener oben erwähnten Entdeckung Gottes im Inneren des Menschen war die Suche keineswegs beendet, der Zweifel - wie könnte es anders sein in einer Welt, die vom Bösen beherrscht scheint - kehrte immer wieder zurück. „Der Zweifel folgt der Seele, so wie der Schatten dem Körper folgt“ (1. Juni 1990). Also dauert die Suche an. Diese religiöse Suchbewegung wird das ganze Tagebuch hindurch andauern, sie wird quer durch die christliche Gedankenwelt führen und zugleich verhindern, daß Green jemals einem Dogmatismus verfällt. Unter denen, die er befragt, sind aber nicht nur die kanonischen Autoren des Katholizismus wie Thomas von Aquin, Thomas von Kempfen und Theresa von Avila, nicht nur Mystiker wie Meister Eckhart und Johannes Tauler, nicht nur die jansenistischen Autoren des 17. Jahrhunderts oder Ignatius von Loyola, nicht nur anglikanische Konvertiten wie Kardinal Newman oder materialistische Abweichler wie Renan

(Augustinus und Pascal ja ohnehin). Auch die unzähligen Biographien und Autobiographien von Heiligen, Seligen, Geistlichen und Nonnen können seinen religiösen Hunger nicht stillen. Er weitet seine Suche auf die protestantischen Autoren aus, studiert Calvins *Unterricht im Christentum*, begeistert sich für die Predigten John Donnes (der vom Katholizismus zur anglikanischen Kirche übergetreten war), interessiert sich für die Bekehrungsgeschichte John Wesleys und nimmt nicht zuletzt auch als ein mehr als nur neugieriger Beobachter an russisch-orthodoxen Messen teil. Nur Luther schätzt er nicht besonders und kreidet ihm seine zahlreichen Irrtümer an. Zwar steht er der ökumenischen Bewegung eher skeptisch gegenüber, weil er darin eine Verwässerung katholischer Glaubensinhalte fürchtet. Aber die Toleranz anderen Konfessionen und Religionen gegenüber hindert das keinesfalls, denn: „Im Grunde nehmen wir alle, ob Christen oder nicht, an dem einen großen Abenteuer teil, dem des Menschseins“ (27. September 1981). – So wird die Lektüre der Tagebücher zugleich zu einer Reise durch die Spiritualität des Christentums, deren ganze Vielfalt darin ausgebreitet wird, so als wollte das „christliche Atlantis“ sich noch einmal im vollen Glanz seines unerhörten Reichtums zeigen und, ehe es in den Wellen versinkt, die überlebenden Schiffbrüchigen daran erinnern, was mit ihm verlorengeht. Man soll nicht sagen, man hätte das Christentum verstanden, ehe man nicht diese Reichtümer gesehen hat!

Ein Buch, das zu lesen überhaupt lohnt, muß die Fähigkeit verleihen, die Welt mit anderen Augen zu sehen, es muß den Leser die Dinge auf eine Weise sehen lassen, die seiner üblichen Betrachtungsweise völlig widerspricht, so als würde man auf der anderen Seite des Spiegels stehen und sich selbst mit den Augen seines Spiegelbildes betrachten. So ist man z. B. als unbeteiligter Beobachter gewohnt, im 2. Vatikanischen Konzil den längst überfälligen Versuch der katholischen Kirche zu sehen, ihre mittelalterlichen Dogmen den Mechanismen einer Welt der Vernunft und Wissenschaft anzugleichen. Wenn man dagegen im Mittelalter die eigentliche Hochzeit der christlichen Kultur und in der Kirche deren letztes Bollwerk sieht, dann muß dieses Reformwerk als beängstigendes Symptom des bevorstehenden Zusammenbruchs erscheinen: „Die Kirche. Die rebellierenden Katholiken sagen: die befreite Kirche. Befreit wovon? Sollen wir etwa annehmen, sie habe sich während zweier Jahrtausende geirrt?“ (14. Oktober 1969). Jetzt schien es tatsächlich so weit zu sein, daß auch das Christentum zum sinkenden Schiff werden sollte, versenkt gewissermaßen von den eigenen Maschinisten. Und wieder einmal mußte Green sich mit einem Untergang auseinandersetzen:

Vom ehemaligen Meßbuch, dem so selten gewordenen *Paroissien romain*, besitze ich ein Exemplar, über das ich wache wie ein Drache über seinen Schatz. Ich suche - wie es mir zusteht - Kirchen auf, in denen gewisse Teile der Messe noch in lateinischer Sprache gesungen werden und moderne „Musik“ noch nicht ihr Unwesen treibt, wo ich noch etwas von der Kirche wiederfinde, der ich mich als junger Mensch liebend zuwandte, nachdem ich dem Protestantismus den Rücken gekehrt hatte. Eine Kirche, die wohl dem Gestern angehört, in mir jedoch ungemindert weiterlebt, so huldige ich der großen Verlassenen getreuen Herzens, denn mehr vermag ich nicht zu tun, und weiter gehe ich nicht. Ich kann mich nur auf eine Kirche berufen, deren sichtbares Oberhaupt der Papst ist, denn das lehrte mich die Kirche meiner Jugend. So sehr ich mit der Vergangenheit verbunden sein mag, setze ich doch große Hoffnung in die heutige Kirche, weil sie die Erbin der Verheißungen Christi ist. Indessen verwahre ich mich mit aller Kraft gegen die Machenschaften eines gewissen - in meinen Augen unverantwortlichen - Klerus, dessen Ausscheiden ich herbeisehne und dessen Gotteslästerungen mich entsetzen. Ich bin davon überzeugt, daß die Kirche, wenn sie sich von all den obskuren Elementen befreit haben wird, die den Katholizismus bis zur Unkenntlichkeit entstellen, eines Tages ihre ehemalige Autorität zurückgewinnen wird und daß ihr wahres Gesicht, das Antlitz Christi, über einer Welt aufgehen wird, die ich dann wohl verlassen haben werde. (6. März 1972)

Es sollte Jahre, sogar Jahrzehnte dauern, ehe Green sich mit den neuen Formen der Liturgie und der Messe anfreunden sollte, aber schließlich, gegen Ende seines Lebens, stand er selbst dem Problem der Priesterehe nicht mehr ablehnend gegenüber: „Was meine persönlichen Abneigungen betrifft, so kann man sie wahrscheinlich nicht in Betracht ziehen. Sie sind krankhaft und müssen verworfen werden“ (15. November 1990). Krankhaft nämlich, ist damit gemeint, sei jene Abscheu vor allem Sexuellen, die die Mutter ihm einst eingepflanzt hatte. Zu dieser Zeit schien ihm auch die Verbindung von sexueller Lust und Liebe nicht mehr gänzlich unmöglich: „Die Reinheit der Seele hängt keineswegs von der sexuellen Enthaltbarkeit ab. Das Paradies der wahren Liebe wird vom Sexualakt durchaus nicht zerstört, im Gegenteil, das wahre Paradies ist dort, wo körperliche und geistige Liebe beisammen sind“ (11. Juli 1989).

Zwischen diese späten Äußerungen und jener Ablehnung aller Neuerungen, die das 2. Vatikanische Konzil mit sich gebracht hatte, schiebt sich die Arbeit an der einzigen Heiligenbiographie, die Green selbst verfaßt hat, dem 1983 erschienenen *Bruder Franz*. Die Arbeit daran bedeutete für ihn die Wiedergewinnung eines ursprünglichen Christentums, das in Gefahr war, verlorenzugehen: „Der heilige Franz von Assisi ist das Christentum in seiner ganzen Morgenfrische, das neuentdeckte Evangelium“ (28. Mai 1975). „Es fragt sich, ob diese ersten Franziskaner nicht die einzigen wirklich evangelischen Christen waren, die die Erde seit den Aposteln gesehen hat“ (11. Juli 1943). Nicht zuletzt ist der heilige Franz deshalb ein

so modern, ein so Greenscher Held, weil er auf tragische Weise gescheitert ist, gescheitert an seinem Erfolg, weil eine korrumpierte Kirche ihn als Kalenderheiligen vereinnahmt und seine Botschaft verfälscht hat:

Wie man seinen Aufsätzen und den wenigen erhaltenen Äußerungen entnehmen kann, erlebt Franziskus, wie sein Traum einer weltlichen Bruderschaft von der Kurie mit großem Pomp zerstört wird. Es wird daraus, was er nicht wollte: ein Orden mit seinen Klöstern und seinen Finanzen. (28. August 1982) – Ein Priester, der sich auf das Studium dieser herausragenden Gestalt spezialisiert hat, beteuert mir, daß seines Wissens nur drei Franziskaner auf der ganzen Welt wortgetreu die erste, die simpelste seiner Regeln befolgen und tatsächlich genauso leben wie er. Wenn man sie nur nicht eines Tages in die Psychiatrie einweist... (22. Januar 1977)

Noch eine zweite überragende Figur erscheint im Tagebuch - und zwar vom ersten bis zum letzten Band - als Repräsentant und vollkommenster Ausdruck des Christentums, einer, den Green den „größten aller Christen“ (14. Oktober 1993) nennt und von dem er schlicht und einfach bekennt: „Er hat mich meine Religion gelehrt“ (14. November 1984). Und dieser, ausgerechnet, ist lutherischer Protestant: Johann Sebastian Bach. Im Hildesheimer Dom stehend, hört Green plötzlich Gesang:

Eine kraftvolle Stimme, die Stimme eines Engels, doch eines Engels der Apokalypse, ließ eine Melodie aus Bachs *Hochzeitskantate* zu diesen endlosen Gewölben aufsteigen. Die Wirkung war außerordentlich, weil so überraschend und übernatürlich, als wäre plötzlich das Göttliche über eine düstere Welt hereingebrochen. Die Stimme war so herrlich, daß sie mich mit allen großen menschlichen Stimmen versöhnte, vor denen ich immer geflohen bin. Wie ihre alles bezwingende Kraft beschreiben? Sie verbreitete Glanz unter diesem großartigen, im 13. Jahrhundert ausgemalten Deckengewölbe. Sie schrie vor Gottvertrauen, vor Glauben und Liebe... (12. Oktober 1985)

Die Musik Bachs erscheint gewissermaßen als die wahre ökumenische Bewegung. Gegen Ende seines Lebens sagte Green sich endlich ganz los vom jansenistischen Schrecken, von der Angst vor Höllenstrafen, er verabschiedet sich vom „zitternden Glauben Pascals“ und bekennt sich zu einem Glauben, der „so einfach wie nur irgend möglich“ ist (15. Dezember 1995) und seinen vollendeten Ausdruck in der Musik Bachs findet: „Die Freude, die mir bestimmte, von Knaben gesungene Melodien Bachs schenken, drückt die Gewißheit des Heils aus, die wir in uns haben müssen. Der Zweifel ist nicht vorstellbar in diesen kühnen Stimmen, die der Angst trotzen. Wir gehen auf das Paradies zu, das ist alles, und nieder mit allen Einwänden und ihrer Theologie des Skrupels! Bach, das ist der Glaube“ (11. Januar 1996).





WAS GIBT ES FÜR NEUIGKEITEN? ALLE SIND SCHLECHT. GADDAFFI FÜHRT EINEN KRIEG AUF LEBEN UND TOD. FRANKREICH, AMERIKA STELLEN SICH FRAGEN. DER DOLLAR STEHT BEI ACHT FRANC. DIE BASKEN WERDEN UNRUHIG UND WOLLEN KEINE FREMDEN. AUF KORSIKA WERDEN FRANZÖSISCHE HÄUSER IN BRAND GESTECKT. DENNOCH, NIE HABE ICH EIN SCHÖNERES LICHT GESEHEN ALS IM UNTERHOLZ RUND UM DEN RENNPLATZ IM BOIS DE BOULOGNE. ICH BIN MIT JEAN-CLAUDE SPAZIERENGEANGEN. MAN HÄTTE SICH BEI EINBRUCH DER DÄMMERUNG IN EINEM PALAST AUS GRÜNEN BLÄTTERN WÄHNEN KÖNNEN. ES WAR MILD UND STILL. AUCH DIES GIBT ES IN DER WELT, IN DIESEM AUFGEREGTEN PARIS. (9. August 1983)



In den siebzig Jahren, die Julien Greens Tagebücher umspannen, hat deren Charakter sich, wie wohl kaum verwunderlich sein dürfte, mehrfach gewandelt. In den ersten Jahrgängen ist das Interesse an inneren Vorgängen noch nicht sonderlich groß. Der junge Mann will das Leben eines Schriftstellers führen, was bedeutet, daß er nicht nur über das Schreiben reflektiert, nicht nur die Fortschritte an dem jeweils in Arbeit befindlichen Buch festhält, sondern auch die *Rolle* eines Schriftstellers auszufüllen versucht. In Frankreich gehört - oder gehörte - dazu stets der literarische Salon, wo man sich mit Kollegen traf oder über sie lästerte. Solche Szenen sind in den frühen Notaten denn auch häufig geschildert, ebenso auch Erlebnisse mit Intellektuellen und Künstlern (später wird er in dieser Hinsicht so diskret werden, daß man gewöhnlich erst beim Tod einer namhaften Persönlichkeit erfährt, daß Green mit ihr bekannt war). Das Vorbild der Brüder Goncourt ist hier noch spürbar, wohl auch das Gides. Dessen erster Tagebuchband erschien zwar erst 1939, aber zweifellos machte er Green im persönlichen Umgang damit bekannt und ermutigte ihn zur Veröffentlichung des eigenen Journals.

Von vornherein betont Green allerdings auch, wie unwohl er sich im gesellschaftlichen Leben und damit auch in der öffentlichen Rolle des Schriftstellers fühlt, so daß die Momentaufnahmen aus literarischen Salons mit der Zeit seltener werden. Im Laufe der dreißiger Jahre wird sein Journal zum Spiegelbild einer nervösen Vorkriegsepoche, auch erste Anzeichen einer Wendung nach innen machen sich bemerkbar: „In mir ist ein Schläfer, der ungeduldig darauf wartet, zu erwachen, und der von dem Tag träumt, an dem er frei sein wird“ (19. September 1935). Die grauenvolle Realität des Krieges beschleunigt und bestärkt

diese Wendung nach Innen, die in Wesen und Werdegang Greens schon vorgebildet war und nun noch zusätzlich durch die Sehnsucht des Exilierten nach einem unerreichbar gewordenen Heimatland unterstützt wird. Die Tendenz zur Introspektion wird durch das Ende des Krieges nicht etwa aufgehoben, sondern sogar noch verstärkt, denn erst in der Ruinenlandschaft eines befriedeten - nicht geheilten - Europas werden die seelischen Versehrungen sichtbar, die den Menschen außer den fleischlichen Wunden zugefügt wurden. *Der innere Spiegel* heißt der Band, der die Notate der Jahre 1950 bis 1954 zusammenfaßt, ein Spiegel, in dem, wie oben gezeigt, durch das Bild des Menschen hindurch Gott - und durch Gott hindurch wieder der Mensch sichtbar wird.

In den sechziger Jahren verändern sich die Tagebücher erneut. Der religiöse Aspekt tritt deutlich zurück gegenüber den politischen Tagesereignissen und Zeitungsmeldungen aller Art. Noch 1959 nimmt sich ein Satz über die Berlin-Krise („Es werden für diesen Sommer, was Berlin anbetrifft, ernste Auseinandersetzungen zwischen Amerikanern und Russen vorausgesagt.“) verloren aus in einer gänzlich unpolitischen, privatistischen Umgebung, und wird denn auch sofort verscheucht durch die Frage: „Wird dieser Satz in einem Jahr noch einen Sinn ergeben?“ Der Diarist bemüht sich um andere Zeitdimensionen, er will sich nicht dem Augenblick aussetzen: „Wenn nicht jeder von uns das Gefühl hätte, alles könne von einem Tag zum anderen vorüber sein, würden wir andere Dinge, andere Bücher schreiben, Bücher, in denen die Zeit, die Dauerhaftigkeit der Zeit zum Tragen käme ... Aber denken wir wirklich an die große Katastrophe?“ (22. Februar 1959). Das katastrophische Denken, das Greens Tagebuch von Anfang an geprägt hat, läßt es im Grunde sinnlos erscheinen, sich mit den Vergänglichkeiten des Tages und der Stunde zu beschäftigen. Aber zugleich ist das Tagebuch ja schon gattungsmäßig und sogar dem Namen nach an den Tag gebunden, das Tägliche ist sein Zeitmaß und sein Ereignishorizont, und so könnte man aus dieser technischen Voraussetzung ebensogut den Schluß ziehen, wenn der Untergang aller Dinge nahe, bleibe nur übrig festzuhalten, was der Tag bringt. In Greens Diarium haben sich von vornherein stets beide Möglichkeiten überkreuzt, mal mit dem Schwerpunkt auf der einen, mal auf der anderen Seite. In den Tagebüchern der fünfziger Jahre war die Suche nach der Ewigkeit Gottes vordringlich, aber gerade diese Ewigkeit ist für den Menschen nur in kurzen Momenten der religiösen Extase, der *unio mystica* erfahrbar. Jetzt, spätestens mit dem Band *Was vom Tage bleibt* (beinhaltet Notate von 1966 bis 1972), richtet sich der Blick des Autors wieder nach außen, auf die augenblicklichen Ereignisse, wie sie die Zeitungsspalten füllen,

dies aber immer vor dem Hintergrund eines Zeitbewußtseins, das mehr in Jahrhunderten und Jahrtausenden als in Tagen und Stunden denkt.

Dieser Wandel mag teilweise ausgelöst sein durch äußere Ereignisse, denn Green lebte nicht so weltabgewandt, daß die Unruhen der späten sechziger Jahre ihn gänzlich kalt gelassen hätten. Zum anderen war er wohl auch innerlich vorbereitet durch jene christliche Anthropologie, die er in den fünfziger Jahren entwickelt hatte, und die am Grunde jedes Menschen Gott sah, so daß die einzelnen Menschen in und durch Gott verbunden waren - eine Vorstellung, die sich über kurz oder lang der äußeren Realität stellen und sich an ihr bewähren mußte:

Niemals habe ich die Welt als einen Ort der Finsternis sehen können, trotz den Nachrichten, die sie manchmal verdüstern. Die Welt besitzt seit jeher ihr Licht wegen der Menschheit, die sie bewohnt. Welchen Sinn hätte sie ohne sie? Man kann es sich nicht einmal vorstellen. Sie ist von demjenigen, der sie erschaffen hat, hineingestellt worden wie in einen Garten. Sich selbst überlassen, hat sie ihn in Unordnung gebracht, ohne je das Wunder, das unsere Erde darstellt, verunstalten zu können. Vielleicht sind auch andere Planeten bewohnt, aber der unsere bleibt ein auserwählter Ort, an dem Millionen geistiger Wesen ihr Schicksal erfüllen, ein winziger Punkt im Unermeßlichen, wo sich jedoch das Göttliche uns gleichgemacht hat, um der Welt zu offenbaren, daß es ihr wahres Licht ist. (3. August 1978)

Unter dieser Prämisse muß man die Notate dieser Jahre sehen, die immer mehr die Neuigkeiten des Tages aufnehmen bis zu dem Punkt, wo sie manchmal wie ein Auszug aus einem Pressespiegel wirken. Solche Zeitungsmeldungen werden aber nie einfach nur wiedergegeben, sie sind vermischt mit persönlichen oder geschichtlichen Reminiszenzen, konterkariert durch Gesprächsauszüge, Lektürenotizen, Traumextrakte, Rechtfertigungen der schriftstellerischen Arbeit und die selbstverständlich niemals aufgegebenen religiösen Reflexionen. Thematisch sind die Jahrgänge der siebziger und achtziger Jahre also reichhaltiger als je zuvor. Auch beläßt es Green nie einfach bei Zitaten, sondern formuliert die Nachrichten in seinen strengen, klaren Stil um, mit jener grausamen Genauigkeit, die er von den Autoren des 17. Jahrhunderts gelernt hat und die kein gräßliches Detail ausläßt, aber nie länger als nötig darauf verweilt. Der dokumentarische Wahrheitsgehalt der Meldungen mag mitunter fragwürdig sein, insbesondere wenn mündlich erzählte Berichte festgehalten werden, die häufig wohl nur Gerüchte sind. Green problematisiert selten die Glaubwürdigkeit seiner Quellen, und offensichtlich retuschiert er nachträglich nicht, vielmehr vertraut er wohl darauf, daß die Nachrichten in ihrer Gesamtheit ein korrektes Bild liefern, auch wenn nicht jedes

Detail stimmen mag. Außerdem will er ohnehin kein geschichtliches Quellenwerk liefern; seine Absicht drückt sich vielmehr in dem Satz aus: „Es gilt, in dieser Welt der Verkleidung den verborgenen Gott zu erkennen“ (3. Juni 1971).

Und so ziehen denn am Leser all jene Ereignisse der letzten dreißig Jahre vorbei, von denen er selbst einst in Zeitung, Radio oder Fernsehen las oder hörte und die er zum größten Teil wieder aus dem Gedächtnis verbannt hatte: Kriege und Konferenzen, Terroranschläge und Entführungen, Demonstrationen und Deklamationen, Staatsstrieche und Wahlen, Flugzeugabstürze und Karambolagen, Arbeitskämpfe und Pleiten, Morde und Überfälle, ganz zu schweigen von den nicht von Menschen gemachten Katastrophen, den Stürmen, Überflutungen, Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Hier scheint denn Greens Tagebuch in der Tat zu einem Spiegel des 20. Jahrhunderts zu werden, wie ein unvorbereiteter Leser es vielleicht von Anfang an erwartet hat. Doch die Gegenwart wird ja immer an einem Modell gemessen, das aus ganz anderen Zeiten stammt. Falls es Green darauf angekommen wäre, sein Untergangsbewußtsein auf eine faktische Grundlage zu stellen, er hätte keinen besseren Weg wählen können. Zwar ist manche düstere Zukunftsprognose inzwischen von der Realität schon falsifiziert worden, doch im Ganzen fällt es angesichts einer solchen Anhäufung von Desastern, von denen der überwiegende Teil auf menschliche Unfähigkeit, Habsucht, Haß, Machtgier und Dummheit zurückgehen, schwer, sein immer aufs Neue wiederholtes Credo von der untergehenden Zivilisation als kulturkritisches Gejammer eines unbelehrbaren Reaktionärs abzutun.

Nach dem bisher Gesagten wird es niemanden erstaunen, daß auch eine der großen - inzwischen geradezu mythischen - Katastrophen des 20. Jahrhunderts seinen Platz in Greens Tagebüchern gefunden hat: Der Untergang der *Titanic* im April 1912, von dem er als Elfjähriger aus den Zeitungen erfuhr. Unter all den Deutungen, die das Schiffsunglück seitdem erfahren hat, von der deutsch-politischen des Hans Magnus Enzensberger bis zur amerikanisch-optimistischen des James Cameron, hat Green natürlich seine eigene entwickelt. Man wird unschwer seine zentralen Themen wiedererkennen, wenn es etwa 1956 heißt: „Dieses untergehende Schiff, das ist die Welt. Vergebens läßt die Kirche ihre Boote zu Wasser: Sie fahren fast leer davon“ (7. August 1956). Das Ende einer Welt, das Ende einer Zivilisation, diese Vorstellung ist der Magnetpol seines Denkens, auf den die Nadel des

Kompasses immer wieder zeigt, von welcher Richtung auch immer er sich nähert, und der Name des Schiffes muß nicht einmal genannt sein, man weiß, was gemeint ist:

Traurigkeit, sich an Bord eines Schiffes zu fühlen, das sich den Weg durch Eisblöcke bahnt, an denen es zerschellen wird. Eines Tages wird der letzte Leser Montaignes sein Buch zum letztenmal schließen. Leb wohl, Montaigne! oder Saint-Simon oder Pascal oder Rimbaud! Das ist es, worauf wir zugehen. „Eines Tages wird England sein letztes Stück Kohle verfeuern“, las ich als Gymnasiast in einem Geschichtsbuch. So geht es mit allem. (16. August 1983)

Die Assoziationen durchstreifen gleichermaßen das persönliche Erinnern des Autors wie auch die Jahrhunderte, bedienen sich in freier Wahl eines kulturellen Fundus', der unweigerlich im Verschwinden begriffen sei (und offenbaren dabei zugleich die literarischen Vorlieben des Verfassers). Das sind die beiden Interpretations-Fahrwasser, durch die sich Greens *Titanic* bewegt: Der Untergang wird zur kulturellen Katastrophe, das Fehlen der Rettungsboote wird zur spirituellen Weigerung der Menschen, sich retten zu lassen. Der Autor lebte lange genug, um die Wiederentdeckung des Schiffswracks in den neunziger Jahren noch mitzerleben, und so faßt er zu dieser Zeit seine Sicht des Unglücks - und des 20. Jahrhunderts - noch einmal zusammen:

Der heilige Johannes Chrysostomos sagt uns, daß die Welt eine Schiffskatastrophe ist. Wir hätten es uns eigentlich denken können, seit wir auf der *Titanic* unseres Jahrhunderts dahinfahren. Der Schiffsrumpf hat bereits während des ersten und zweiten Weltgemetzels ernsthafte Schrammen abbekommen, aber das Orchester spielte beherzt, und die Passagiere erholten sich von der Erschütterung, die sie verspürt hatten. Man hatte sie beruhigt. Die offiziellen Beruhiger organisierten mögliche Zukunften, während man die Laderäume ausschöpfte, so wie das Kind des heiligen Augustinus das Meer mit einer Muschel ausschöpfte. Es muß noch hinzugefügt werden, daß uns dem heiligen Chrysostomos zufolge ein Rettungsseil vom Himmel zugeworfen wurde, die Hoffnung. Machen wir Schluß damit. Ein drittes Weltgemetzelt und wir gehen unter. Man hätte uns warnen müssen: Wächter, ist die Nacht bald hin? Aber der Wächter war eingeschlafen. Die ersten von verwirrten Kirchen ausgeschickten Rettungsboote entfernen sich beinahe leer; dann verlassen andere Kähne das Schiff, das sich noch einmal aufrichtet, bevor es untertaucht, und diese fahren überladen davon. Aber das ist alles nicht wahr. Die Welt würde aus einem scheußlichen Alptraum erwachen! Politiker und Finanzleute würden auf ihre Art alles in Ordnung bringen, und bald schon würde die Welt wieder über die beruhigte See gleiten, wie in *Madame Butterfly!* Doch stellen wir uns einmal vor; was *auf ihre Art* bedeuten kann. (18. Februar 1990)

Die Sicherheit, in die wir uns wiegen, ist eine Illusion, Wirtschaft und Politik konstruieren „mögliche Zukunften“, so wie das Schiffsorchester bis zum Untergang weiterspielt, denn

inzwischen laufen die Laderäume voll, doch die Salons sind viel zu gemütlich, als daß man sich in kalter Nacht in die Rettungsboote begeben möchte. Und sogar die Kirche, die sie ausgesandt hat, ist schon „verwirrt“! Auch wenn die Metapher nicht nahtlos in den realen Geschehnissen aufgeht (aber von welcher Metapher kann man das schon sagen?), ist dies doch ein poetisch-kühnes, sarkastisch-kraftvolles Bild des ausgehenden Jahrhunderts, mag man es nun für zutreffend halten oder nicht.

Während des 2. Weltkriegs, den der Autor als Flüchtling im fremd gewordenen Land der Ahnen ver- und überlebte, hatte Green sich immer wieder ins geliebte Paris zurückgesehnt und war denn auch sofort nach Ende des Krieges dorthin zurückgekehrt. Ganz ungebrochen jedoch war die Wiedersehensfreude nicht: „Um mich herum war ein Kommen und Gehen wie vor dem Krieg. Nichts hatte sich also verändert. Doch, alles hat sich verändert, von innen her. Das Trügerische besteht darin, daß die Kulisse dieselbe ist. Die Kulisse ist dieselbe, aber es wird ein anderes Stück gespielt“ (10. Oktober 1945). In den kommenden Jahren sollte ihm das neue Paris immer fremder werden - auch dies ein Verlust, ein Untergang, der zu all den anderen hinzugerechnet werden muß. Mehr noch, es schien geradezu, als ob ihn dies neue Paris mit Gewalt vertreiben wollte. So hört man über Jahre hinweg von Plänen, daß die Häuserzeile, in der auch Green wohnt, einem Neubau weichen soll; schließlich, 1972, lebt er als einziger noch in einem Haus, das schon vom ohrenbetäubenden Lärm der Abrißbirnen erschüttert wird. Auch in der nächsten Wohnung kann er nicht zur Ruhe kommen, die Besitzer versuchen den schon über Neunzigjährigen hinauszuklagen, und Gerichtsvollzieher drohen ihn auf die Straße zu setzen; über Jahre zieht sich der quälende Prozeß hin, bis schließlich, in einer der letzten Eintragungen (vom Februar 1996) dessen siegreiches Ende gemeldet wird. So sieht sich ironischerweise der Pariser aus Wahl und Neigung in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens gezwungen, eine neue Heimat zu suchen - ohne allerdings je fündig und seßhaft zu werden.

In den Tagebüchern macht sich diese, man ist versucht zu sagen: Fluchtbewegung zunächst durch eine Kette von längeren Reiseschilderungen bemerkbar, die hauptsächlich die Bände *Die Erde ist so schön* (1976–1978) und *Das Licht der Welt* (1978–1981) füllen. In den dreißiger Jahren war Green häufiger nach Italien, Deutschland, Schweden und anderen mitteleuropäischen Ländern gereist. Nach dem Krieg hatte er sich kaum aus Frankreich fortbewegt und nur die Sommermonate, wie für den typischen Pariser üblich, in der

französischen Provinz verbracht. Mitte der siebziger Jahre dagegen, als habe er das Frankreich seiner Jugend nun endgültig verlorengegeben, folgen kurz aufeinander Reisen in immer weiter entfernte Länder, zunächst in schon bekannte Regionen wie Irland, England und Schweden, dann folgen Griechenland und die Türkei, Persien, Spanien und schließlich sogar die Nordpolarregion. Auch wenn sich die Reiserouten nur selten von jenen unterscheiden, die in jedem beliebigen Reiseführer angepriesen werden, sind die Schilderungen doch von einer magischen Intensität, einer Prägnanz und Individualität, die kein Baedeker aufbringen könnte.

Diese Neigung zu ausgedehnten Reisen habe ich nicht immer gehabt. Als junger Mensch war ich nur in Paris verliebt, nie wollte ich fort aus diesem Paris der zwanziger Jahre, das in den Wirren des Krieges und des sogenannten Fortschritts unterging, doch zu klagen ist sinnlos. Ebenso sinnlos, wie über den Verlust der Jugend zu klagen. Mittlerweile akzeptiere ich mein Alter und packe meine Koffer. Ich will die Erde bereisen und was von der freien Welt noch übrig ist. „Es tut so gut, bewundern zu können!“ rief Flaubert aus. Auch ich will bewundern. Ich brauche Wiesen, Wälder, Schlösser, Kirchen, Straßen mit dem Gesumm unbekannter Sprachen, Moscheen, Bauten, die mich in Staunen versetzen. Man sagt mir, dies sei das klassische Symptom einer Flucht vor dem Tod. Das ist mir egal, weil der Tod mir egal ist. Man muß es einfach hinnehmen, das Unabwendbare. Man sagt mir ebenfalls - was man nicht alles sagt -, dieser späte Forscherdrang passe nicht zu einem ernsthaft verinnerlichten Leben. Davon bin ich gar nicht überzeugt. Ich trage meine metaphysischen Problemchen ja mit mir, und was ich bei diesem Hin und Her quer durch die Schöpfung am meisten bewundere, ist ja doch ER, dem wir sie verdanken. (22. Juli 1978)

Man mag die physische Leistung eines Mannes bewundern, der in einem Alter, wo die meisten Menschen kaum noch aus ihren Wohnungen oder bestenfalls bis zum benachbarten Supermarkt kommen, durchaus strapaziöse Reisen bis an den Rand der zivilisierten Welt und darüber hinaus unternimmt. Weit bewundernswerter ist jedoch die geistige Leistung und Bereitschaft, sich immer wieder auf das Fremde einzulassen; in Persien etwa - dem Persien kurz vor der islamischen Revolution! - mit der Welt des Islams, die in so großem Gegensatz steht zu jener christlichen Kultur, die ja das eigentliche und zentrale Thema der Tagebücher ist. Hier zeigt sich, daß dieser christliche Standpunkt bei Green niemals zu Borniertheit oder gar Intoleranz führt; die Leistungen der islamischen Kultur erkennt und bewundert er so vorbehaltlos, daß er sich über die Zerstörung der Moschee von Cordoba empört, in die im 16. Jahrhundert eine christliche Kathedrale hineingebaut wurde: „Der Islam legt mit Kraft und bezaubernder Zartheit seinen Glauben an die Ewigkeit Gottes dar. Unnötig, über den Unglauben, die Häresie oder sonstwas zu debattieren. Ich bin Katholik, und mit den Jahren mehr und mehr, aber wenn ich die Gegenwart der Religion spüre, erkenne ich sie an und

respektiere sie“ (24. April 1979). Die Kraft der Vergegenwärtigung in diesen Reiseschilderungen beruht gerade darauf, die Fremde zugleich als fremd zu akzeptieren und doch die eigenen Lebensthemen darin wiederzufinden. Neben der Frage nach der Spiritualität und ihren Äußerungsformen in anderen Kulturen ist das auch die nach dem menschlichen Leid durch die und in der Geschichte. In einer Erzählung, die er in Spanien hört, findet er dieses Thema wieder:

Auf der Straße nach Granada Huelma, wo wir anhalten. In einem Bergdorf, das aus der Zeit der Römer stammt, erblickt eine alte Frau, als sie eines Morgens in ihrer Küche Feuer machen will, auf dem Herdstein ein angstvolles Gesicht, das zu schreien scheint, ein Bild, das sie auszulöschen versucht, indem sie den Stein abkratzt, doch am nächsten Tag zeigt sich ein anderes Gesicht. Sie hat Angst, ruft die Nachbarin. Man schabt den Stein ab, versucht, diese Gesichter auszulöschen, indem man sie mit Säure abwäscht und dann das Feuer anzündet. Vergebliche Mühe. Schließlich bekommen Fachleute Wind von der Geschichte; sie lassen den Herdstein entfernen und graben. Man findet Gebeine von Frauen und Kindern. Nach der Entdeckung des Massengrabs erschienen die Köpfe weiterhin, auch nachdem man die Grabkammer gereinigt hatte. Nun stellt man ausgeklügelte Apparate in den völlig leeren Raum und versucht, irgendein Geräusch aufzufangen. Und man hört sehr ferne Hilferufe. Die Untersuchungen ergaben, daß das Haus als Frauengefängnis gedient hatte und daß man die Frauen mit ihren Kindern eingemauert hatte, zweifellos Frauen, die zur Zeit der Reconquista des Königreichs Granada Kinder von Mauren bekommen hatten. (28. April 1979)

Die Deutung dieser Geschichte folgt einige Tage später: „Auf dem Rückflug erneut an die Spukküche gedacht. Sosehr man auch versuchen mag, die Spuren unserer Grausamkeit in der Geschichte zu tilgen, auf der mit Lügen bedeckten Seite wird immer wieder das angstvolle Gesicht des vom Menschen gehetzten Menschen erscheinen. Und mit dieser Summe der Leiden wird das Heil der Henker erkaufte“ (8. Mai 1979). Greens Tagebuch ist selbst eine solche „Spukküche“, in der vergessenes Leid und verklungene Schreie ihren fernen und doch unauslöschlichen Widerhall finden.

In den achtziger Jahren treten die fernen, exotischen Reiseziele zurück zugunsten eines naheliegenderen, das jedoch für Franzosen zugleich immer fern und exotisch gewesen ist: Deutschland. Und in Deutschland ist es hauptsächlich (West-)Berlin, das ihn anzieht, ja das er sogar zeitweise als neuen Wohnort in Betracht zu ziehen scheint. Es ist allerdings nicht das Berlin, das man als Deutscher zu sehen gewohnt ist, nicht das von der Mauer eingeschlossene Berlin der achtziger und noch weniger das neu erwachende Berlin der neunziger Jahre. Zwar werden auch die üblichen Sehenswürdigkeiten besucht, zwar gibt es eine eindruckliche



Schilderung der Mauer (1. Juli 1982), aber das Berlin, das Green eigentlich interessiert, ist ein anderes, ist ein Berlin der Wälder, in denen er immer wieder spazierengeht:

Bei Einbruch der Nacht im Tegeler Forst mit seinen weiten Flächen, vergoldet von gefallen Blättern - eine Schönheit, die erstaunt und verführt, die mit all ihren Träumen wiedergefundene Kindheit. Der Grunewald ist düsterer, tragischer. Er ist der Wald aus *Macbeth*, Tegeler jener aus dem *Sommernachtstraum*. (13. Oktober 1982)

In Greens Imagination wird die Inselstadt Berlin zu fast so etwas wie Prosperos Insel, ein zeitloses, zeitentrücktes Berlin, wo Rudi Dutschke neben dem letzten Oberjägermeister Wilhelms II. begraben liegt, was der Autor mit der Bemerkung quittiert: „Die Zeit existiert so wenig für Menschen wie für Ideen“ (14. Oktober 1984). Das Deutschland, das Green beschreibt, scheint Träumen entsprungen, in denen ein anderes Zeitgefühl herrscht und Dinge und Menschen auf undefinierbare Weise unreal wirken - ein Deutschland, das einem Deutschen das scheinbar bekannte Eigene magisch verfremdet zeigt:

In Sankt Ludwig wurden lutherische Lieder gesungen, und das hat mich entzückt, denn so gewinnen wir beim Tausch mit der schändlichen französischen Kakophonie, und hier singen die Gläubigen gut, mit Kraft, Überzeugung und *richtig*. Eric hat sich zu mir gesellt, obwohl er nicht die gleichen Vorstellungen von Religion hat wie ich. Danach im Grunewald, der schöner ist und mehr Geheimnisse birgt denn je. Hagere Bäume in unendlicher Zahl, und hinter dieser lauschenden Schar, denn genau daran denkt man, schreitet die Dämmerung auf uns zu, als käme sie aus einem Märchenland. Auf einem Reitweg plötzlich der dumpfe Galopp eines silbergrauen Pferdes, dessen langer Schweif wie ein üppiger Haarschopf weht; mit seinem jungen Reiter huscht es so schnell vorüber, daß man an eine Schauergeschichte denkt, um so mehr, als die Erde auf dem Weg weich ist und das Geräusch der Hufe dämpft. (30. Oktober 1983)

Greens Deutschlandbild steht in der Tradition der französischen Germanophilen, von Madame de Staël, Gerard de Nerval und Romain Rolland. Und obwohl er natürlich noch sehr gut das Deutschland Hitlers im Gedächtnis behalten hat, imaginiert er sich ein anderes, ein Deutschland von Hölderlin und Novalis, von Beethoven, Brahms, Schubert und Schumann:

Mit Brahms (*Vierte Symphonie*) im alten deutschen Wald. Oboen, Hörner, manchmal der Donner der Trommeln, man ist mittendrin und läßt sich überwältigen vor lauter Freude an der klaren Luft. Ich habe voller Sehnsucht nach diesem Land Deutschland gelauscht, das wir bewundern und das nicht das Deutschland der Diktatoren und Generäle ist, sondern das, auf welches die Liebhaber der Musik und der Dichtung niemals verzichten können. Diesen betörenden Spaziergang zu beschreiben ist überflüssig. Traurig denke ich an das Land, das mir soviel zu geben hatte und das zu hassen man mich auf dem Gymnasium gelehrt hat. Es stand auf dem Lehrplan. Danach

hat Hitler für lange Zeit, wie ich fürchte, alles grauenhaft verdunkelt. Der gestiefelte Deutsche hat fast nichts Menschliches mehr. Doch Brahms, auch Schumann, auch Beethoven bleiben ewig. Beim Anhören dieser in ihrer deskriptiven Wahrheit so unerhörten Musik fragte ich mich, was ich in diesem derart materiell eingestellten Jahrhundert mehr vom Leben empfangen kann. (15. Juli 1985)

Vierzehnmals hält sich Green während der achtziger Jahre in Berlin auf, ein letztesmal im April 1989. In das von der Mauer befreite Berlin jedoch kehrt er nicht wieder zurück, nicht aus Ressentiment gegenüber dem wiedervereinigten Deutschland, obwohl sich die Sorge vor der „ewigen Germania“ gelegentlich äußert, z. B. in der leicht spöttischen Bemerkung über den vierfachen Ruhm Deutschlands, der in den Wäldern, der Musik, der Poesie - und dem Parademarsch liege (1. Oktober 1993). Der eigentliche Grund für seinen Abschied von Berlin ist der, daß es ohne Mauer nicht mehr jener weltentrückte Ort wie vordem ist: Prosperos Insel ist entzaubert!

Im Fernsehen ein Blick auf die Wälder rings um Berlin, von Menschenmassen heimgesucht. Wir haben sie still und verlassen erlebt. Aber die Bevölkerung Berlins ist von einer Million achthunderttausend auf vier Millionen gestiegen. Eine Stadt, die nun für uns verloren ist, nachdem sie uns viele Jahre lang verzaubert hat. Ich werde anderswo träumen. (25. Oktober 1990)

*Notabene!* Aus einem Gespräch mit Berliner Freunden: „Beim Abendessen spricht Eric von der künftigen Wiedervereinigung Deutschlands und Berlins und erntet dafür nachsichtiges Gelächter. Wir sind Pariser, also läßt man uns faseln...“ (2. Juni 1985!!).

Für deutsche Leser wird es vielleicht überraschend (oder sogar enttäuschend) sein, mit welcher Beiläufigkeit der Fall der Mauer und die Vereinigung Deutschlands in Greens Tagebuch erwähnt werden. Unter den revolutionären Ereignissen der Jahre 1989/90 in Osteuropa ist seine Aufmerksamkeit am stärksten von jenem Land gefesselt, wo das Elend und die Demütigung des Menschen am tiefsten, die Diktatur am verabscheuungswürdigsten, die Befreiung am gewaltsamsten und der Verrat der internationalen Diplomatie am empörendsten war: Rumänien. Die Seiten vom Dezember 1989, auf denen er täglich die Fortschritte und Verwirrungen der rumänischen Revolution notiert, gehören mit ihrem geradezu biblischen Zorn gegen linke wie rechte Diktatoren und gegen die internationale Verfilzung der Machtinteressen zum eindrucksvollsten, was in diesem Tagebuch zu finden ist:

Die Finanzwelt verlautbarte, daß die von Rumänien entliehenen Summen allesamt zurückbezahlt worden seien; daher hatte man dieser Regierung geholfen. Das rumänische Volk litt grausame Entbehrungen, um durch seine mühselige Arbeit das nötige Geld bereitzustellen. Das verursacht einem Ekel vor der Welt und vor denen, die sie regieren. Das Privatvermögen des Conducators ist beträchtlich. Nie hat sich Mammon zusammen mit einer solchen Mißachtung der Bürgerrechte gezeigt, doch ist der wunderbare Mut des rumänischen Volkes eine furchterregende Warnung an die Adresse aller Regierenden, die vor Macht- und Geldrausch den Kopf verlieren. (25. Dezember 1989)

Allerdings hat Green ebensowenig Vertrauen in die neuen Machthaber, die die Ceaucescus in aller Eile exekutieren ließen, um die eigenen Verwicklungen in deren Untaten zu vertuschen. Ja, er geht noch weiter, indem er gegen diese Exekution - und damit auch gegen die eigene Genugtuung über das Ende eines Diktators - protestiert: „Ich bin so heftig gegen die Todesstrafe eingestellt, daß mir der größte Verbrecher wie ein Opfer, wie ein Richter vorkommt“ (28. Dezember 1989). Ein halbes Jahr später folgt das bittere Resümee: „Man hat Rumänien seine Revolution gestohlen (...) Junge Menschen sind also für nichts und wieder nichts ums Leben gekommen. Alles wurde gefälscht, Ceaucescu hingerichtet, damit er das Treiben der Securitate-Mitglieder nicht stört, die nun an der Macht sind. Überall regiert die Angst. Die Wahlen unter strenger Aufsicht sind einfach manipuliert worden“ (6. Juni 1990). Am Ende bleibt Green nichts als eine Geste von kindlicher Emphase: Als ihm eine rumänische Übersetzung seines Romans *Von fernen Ländern* zugesandt wird, auf schlechtem Papier gedruckt und in ärmlicher Aufmachung, drückt er die Bände fest an sich (12. Juli 1990).

Wie man an diesem Beispiel sieht, waren Greens Erwartungen in die revolutionären Ereignisse der Jahre 1989/90 schon längst enttäuscht, als andernorts noch Überschwang und Champagnerlaune vorherrschten. Es mag mit solchen Erfahrungen zu tun haben, daß in den letzten beiden Tagebuchbänden das Interesse an den Tagesereignissen wieder nachläßt. „Die Möbel glänzen, die Bücher bilden Reihe um Reihe eine Mauer gegen die Welt“ (16. Juli 1990). Hinter diese Mauer wird er sich nun zunehmend wieder zurückziehen. Nur einmal noch nimmt er sich ausführlich Zeit, ein politisches Ereignis zu kommentieren, und zwar mit einer für ihn gänzlich ungewohnten Entschiedenheit. Es geht um den Vertrag von Maastricht und die Europäische Union:

Shakespeare hatte unrecht. Etwas ist gesund im Staate Dänemarks. [*Bezieht sich auf die dänische Volksabstimmung, die gegen die EU ausfiel. H. T.*] Die Fäulnis hat sich

woandershin verzogen. Sie sitzt in der Sackgasse von Maastricht, am Schnittpunkt der Straßen, wo man sich im Kreis dreht, um den Grenzen zu entkommen - Belgien, Deutschland -, aber gibt es nicht in der Nähe der Stadt den Berg Saint-Pierre, ein Labyrinth aus sechzehntausend in den Kreidefelsen gehauenen Kammern und Gängen, ein Traumreich für die Beamten, die das wimmernde Europa über ihre Taufbecken halten? Um zu einem Ende zu kommen mit diesem Ort, der so wenig einnehmend ist wie Luxemburg, das zweite Schlupfloch der europäischen Beamten, möchte ich darauf hinweisen, daß im großen *Larousse*-Wörterbuch Maastricht auf derselben Seite steht wie Maeson und Mafia. Maeson, der griechische Darsteller komischer Rollen, der die Masken des Kochs und des Sklaven erfand, was jeden Kommentar überflüssig macht; und Mafia, eine kriminelle Vereinigung. Zwischen Lachen und Tod.

Das also ist der Ort, den die politischen Diafoirus [*Ärzte aus Molières „Der eingebildete Kranke“*. H. T.] gewählt haben, um einen konfusem und geschwätzigem Text zur Welt zu bringen, der anfällig ist für alle zukünftigen Mißdeutungen. Und was wickelt man aus den Windeln? Ein Europa im Stile Callots oder Goyas, verkrüppelt, blind, mit so vielen Armen wie eine indische Göttin und so vielen Köpfen wie die Hydra von Lerna. Man brütet in aller Eile die Statuten einer Vereinigung (siehe weiter oben) von Technokraten aus, die wie Parasiten in der Wolle der Völker leben und so die Mini-Feudalherrschaften wiederherstellen werden, die man seit mindestens zwei oder drei Jahrhunderten fast verschwunden glaubte. Europa, natürlich, aber nicht dieses Europa! (4. Juli 1992)

Woher dieser geradezu demagogische Zorn bei einem Mann, der sonst jede Art politischen Kommentars strikt meidet und immer wieder stolz seine gänzlich unpolitische Haltung betont hat? Warum nicht dieses Europa? Die Antwort dürfte, nach allem, was bisher gesagt wurde, nicht mehr schwerfallen: Das Europa, das Green meint, ist zweitausend Jahre alt, es ist das Europa einer christlichen Kultur, das Europa der Kathedralen und Klöster, der Dichter und Komponisten, der Träumer und Mystiker, das Europa, das sich in den fünftausend Seiten von Julien Greens Tagebüchern ein letztes großes Denkmal gesetzt hat. Wie könnte der Autor anders als mit Zorn reagieren, wenn er dieses Europa von stumpfsinnigen Bürokraten und machtgerigen Politikern bedroht sieht!

Das Jahrhundert geht zu Ende. An seinem Anfang stand ein Gemälde von Edward Munch, und darin ausgedrückt ein Traum von Jugend, eine träumende Jugend. An seinem Ende stehen Kinder, die kaum zu träumen vermögen und doch das 21. Jahrhundert auf ihren Schultern tragen sollen:

Unglückliche Kinder sind eine Anklage gegen die ganze Menschheit. Welche Hautfarbe es auch haben mag, schwarz, weiß oder gelb, ein Kind, das Hunger leidet - einfach nur Hunger oder Hunger nach Zärtlichkeit -, ist eine Schande für uns. Mehr vielleicht als in anderen Zeiten richtet dieses kleine abgemagerte Gesicht einen

unerträglichen Blick auf uns, weil zwei sehr einfache Bitten darin zu lesen sind: Brot und Liebe. Gebt ihm beides, und seine Augen werden leuchten vor Freude. Christus liebte die Kinder, nahm sie in die Arme und drückte sie an sich. Bei der Brotvermehrung bekamen die Kinder ihren Anteil. Sie ist eine Lehre, damit wir endlich Schluß machen mit dem Skandal menschlicher Wesen, die am Beginn ihres großen irdischen Abenteuers stehen und dieser Lebensfreude beraubt sind, für die sie geboren wurden und für die sie nie wieder einen Ersatz finden werden.

Wir beben bei dem Gedanken an Kinder, die in der einen oder anderen Form zu Knechtschaft verdammt sind, wir beben, wenn wir Berichte darüber lesen, die aus einer untergegangenen Welt zu kommen scheinen, wie etwa aus dem England des 19. Jahrhunderts, das Kinder jeder Moral zum Hohn arbeiten ließ. Aber Dickens kümmernte sich darum, es der zivilisierten Welt vor Augen zu halten, und das viktorianische England holte die kleinen Sklaven aus seinen Fabriken. Heute werden zum Beispiel in Pakistan Kinder zwischen sechs und zehn Jahren entführt und verkauft, verkauft für alle nur erdenklichen Aufgaben, sexuelle mit eingeschlossen. Und demselben Pakistan werden die Mittel geliefert, mit dem es Atomwaffen bauen kann. Die Gegenüberstellung erscheint beinahe überflüssig zu sein!

Kaum zehn Jahre trennen uns vom 21. Jahrhundert, das man sich anders erhoffen möchte als alle bisher angesammelten Jahrhunderte, mit dieser ganzen Last der Erwachsenen, die die Kleinen und Armen verachten - oft handelt es sich um dieselben auf unserer Erde, die doch auch für sie so schön ist. Wenn diese zehn Jahre die hungrigen Kinder verschwinden und wir in ihren schönen, unwissenden und vertrauensvollen Augen das Glück auftauchen sehen würden, verstanden zu werden und ihrerseits zu jenen gehören zu können, denen all unser Wissen geschenkt ist, dann hätten wir die neue Welt gewonnen. (20. Februar 1990)

Julien Green, der Chronist der Katastrophen und Untergänge, der Schiffbrüchige des christlichen Atlantis und Archivar einer verlorenen Zivilisation, hatte dennoch nie die Hoffnung verloren gegeben auf diese neue Welt!



GEGEN FÜNF UHR NACHMITTAGS GESTERN IM SALON. WIEDER EINMAL IST DIESER RAUM ZU SCHÖN. ALLES GOLDENE SCHIMMERT SANFT, DOCH FAST PRUNKVOLL IM ABENDROT DER UNTERGEHENDEN SONNE. DIE ALTEN MÖBEL MEINES GROßVATERS WAREN GENAUSO, WIE ES SEIN MUßTE, PAßTEN ZU DER SCHWERE, SOLIDITÄT UND PRACHT DES BÜCHERBORDS AUS ROSENHOLZ. WILLIAM PITTS GROßER, ELEGANTER, FEIN VERGOLDETER SPIEGEL BEHERRSCHTE DAS GANZE. ETWAS GLANZVOLLES LAG IN ALLEDDEM, DAS MICH BEGLÜCKTE UND BEUNRUHIGTE, WIE MICH DIE ORTE STETS BEUNRUHIGEN, DIE SICH SCHÖNMACHEN, UM ABSCHIED VON MEINEM LEBEN ZU NEHMEN - ODER MEIN LEBEN VON IHNEN. (2. Oktober 1985)



Unter den Orten und Ländern, die Green auf seinen ausgedehnten Reisen in den siebziger Jahren besucht, fehlt auffälligerweise das Land seiner Herkunft, Amerika bzw. die amerikanischen Südstaaten. Seit er im Oktober 1945 wieder nach Frankreich zurückkehrte, hat er es nicht wieder besucht. Oder vielmehr: Er hat es physisch nicht mehr besucht, sehr wohl aber noch geistig. Der 1950 erschienene Roman *Moira* spielt in jenem Universitätsmilieu, das er 1919 in Virginia kennengelernt hatte. In dem 1953 uraufgeführten Drama *Süden* geht er dann zum erstenmal in jene untergegangene Welt der Südstaaten zurück, als dessen Überlebende sich die Eltern gesehen hatten, und nicht zufällig endet das Stück mit jenem Kanonenschuß, mit dem am 12. April 1861 der Sezessionskrieg begann. Während des 2. Weltkrieges hatte sich Green in den USA, deren Staatsangehörigkeit er bis an sein Lebensende beibehielt, im Exil gefühlt, doch als er 1945 zurückkehrte, fand er das geliebte Paris seiner Kindheit nicht mehr vor. Er war ein Verbannter, der in beiden Heimatländern ein Fremder war. Heimat ist ein Name für Verlorenes, Heimat ist der Ort, an dem man nicht mehr sein kann, der Ort, an den zurückzukehren die immer vorwärts schreitende Zeit dem Menschen für immer verwehrt. Heimat ist, wo das Glück war und das Grauen, beides in jener unbestimmten ersten Empfindung, aus der die Persönlichkeit geboren wird und zu der es sie immer wieder zurückzieht wie Fische zu ihren Laichgründen. In diesem Sinne hat Heimat für Green einen zweifachen Namen: Das Paris um 1900 und das Savannah von 1860; das erste hatte er selbst erlebt, das zweite war die obsessive Sehnsucht, die die Mutter in sein Herz gepflanzt hatte. Die eigene Kindheit war sozusagen nur Durchgangsstation zu jener anderen Welt, die erzählte Vergangenheit schob sich an die Stelle der eigenen Realität. Im Vorwort zu *Süden* beschreibt Green, wie die Mutter vor dem Kamin sitzt und ihren Kindern - ihm selbst und den fünf Schwestern - von jenem fernen Land erzählt:

Wir saßen im Kreis zu Füßen der Erzählerin, die ihren Träumen nachhing, und lauschten gebannt der von Mal zu Mal verlockenderen Schilderung der fernen Länder. Der magische Name Savannah versetzte uns in eine Stadt, in der Ahorn- und Magnolienbäume breite Schatten warfen; wir sahen die in der ersten Abendkühle belebten Straßen, unser staunender Blick folgte den prachtvollen Kutschen, die an den Trottoirs aus hellem Ziegel, an den eleganten, aber etwas strengen Häusern vorbeirollten. Die zu Weihnachten gepflückten Rosen, das Geplauder der Damen in ihren Krinolinen, die Schwarzen mit den polierten Messingknöpfen an der Livree, und dann nachts die schneeweißen Säulen, die eine in Stille versunkene Stadt bewachten - all diese Bilder drangen in uns ein, und unsere kleinen Pariser Köpfe verwandelten und verarbeiteten das, was die Emigrantin mit sanfter, von langen, erschütternden Seufzern unterbrochener Stimme vortrug.

Man muß sich die Suggestivität dieser Szenerie für ein leicht formbares Kindergemüt vorstellen, für einen Jungen, der grenzenlos in seine Mutter verliebt war, und man wird ermessen können, daß er in solchen Vorstellungen sein Leben lang gefangen bleiben wird. In der Biographie wird noch deutlicher zum Ausdruck gebracht, was die Mutter mit ihren Erzählungen bewirkte:

Aus ihren Söhnen und Töchtern hatte sie Kinder eines Vaterlandes gemacht, das nicht mehr existierte, jedoch in ihrem Herzen lebendig war. Sie ließ über unseren Häuptern den Schatten einer Tragödie schweben, die ihren Flor auch über die lichtesten Stunden senkte. Wir waren für alle Zeiten in unser Schicksal nur widerwillig ergebene Besiegte und - um ein Wort zu gebrauchen, das ihr lieb war - Rebellen. An einer der Wände des Salons erblickten wir in goldenem Rahmen die Fahne des Südens, das große, mit dreizehn Sternen übersäte Sankt-Andreas-Kreuz auf blauem Grund. „Das ist deine Fahne“, sagte meine Mutter zu mir. „Denke immer daran. Diese und keine andere.“  
(*Aufbruch vor Tag*)

Das Kind wußte nicht einmal, was Krieg ist, aber es hörte ständig von einem Krieg erzählen, *dem* Krieg schlechthin in den Augen der Mutter. Sie erzählte von den glorreichen Siegen des Südens im Sezessionskrieg und wurde nicht müde zu betonen, daß man nicht für die Erhaltung der Sklaverei gekämpft habe. Eines aber verschwieg sie ihrem Sohn lange:

Meine Mutter ließ mich bis zu meinem zwölften Lebensjahr warten, bevor sie mir die traurige Tatsache mitteilte, die sie bis dahin verschwiegen hatte, weil sie sich nicht für fähig hielt, die Worte zu finden, um sie auszusprechen, und sie tat es zuletzt unter Tränen, die mich in Bestürzung versetzten: Der Süden hatte den Krieg verloren. „Aber Mama, das ist doch nicht möglich nach all den herrlichen Siegen von Lee und Jackson!“ „Doch, Julian, du mußt es wissen. Es war ungerecht, aber so war es.“ Eine bedrückende Traurigkeit senkte sich wie ein schwarzer Schleier auf meine Jugend. Besiegt! „Besiegt, aber Rebellen!“ fügte Mama hinzu. Warum vermacht man diese Trauer seinen Kindern? Die kleinen Franzosen hatten ihr eigenes furchtbares Jahr, und wir hatten unseres. Warum? Es ist gewiß, daß meine Mutter in dieser Frage untröstlich starb. Mein Vater wiederholte mit General Lee: „Unsere Fahne ist von nun an die Bundesfahne. Man muß sich mit dem Unvermeidlichen abfinden.“ Meine Mutter fand sich niemals mit dem Unvermeidlichen ab. (*1. Juli 1984*)

Die Szene ist ebenso grotesk wie tragisch: ein Kind wird mit einer fünfzig Jahre zurückliegenden Niederlage belastet und damit für immer zum Epigonen einer untergegangenen Welt gemacht! „Warum Kinder Geschichte lehren?“ fragte sich Green in der Retrospektive. „Mein zwölftes, mein dreizehntes Lebensjahr standen wie unter Trauer aufgrund der Erzählungen meiner Mutter über die erdrückende Niederlage der Südstaaten.“

Meine Heimat existierte nicht mehr als Nation, die Geschichte hatte sie abgeschafft. Daher dieses erste und mächtige Gefühl der Isolierung, eines um mich gezogenen Kreises“ (3. Juli 1951). Der frühe Tod der Mutter machte es dem Heranwachsenden unmöglich, sich innerlich von ihr, ihren Normen und ihrer Vergangenheit loszumachen, er hatte im Gegenteil zur Folge, daß er sie, um die Verstorbene nicht auch noch innerlich zu verlieren, nur umso mehr festhielt, ihre Normen zu den seinen, ihre Vergangenheit zu der seinen machte. Immer wieder sollte er darum in der Folge versuchen, seine Identität innerhalb eines „Südstaatenbewußtseins“ zu konkretisieren. Zum erstenmal während seiner Universitätsjahre, als er während der Semesterferien seine amerikanischen Verwandten besucht. Ein zweitesmal auf einer großen Amerikareise an der Jahreswende 1933/34, wo er, in Savannah Station machend, in dem Bett schläft, in dem seine Mutter geboren worden war. Dann erneut Anfang der fünfziger Jahre, als *Süden* entsteht, und schließlich wieder, mit größerer Intensität als je zuvor, Mitte der achtziger Jahre, während der Arbeit an der *Dixie*-Trilogie.

*Von fernen Ländern*, der erste Band dieser Reihe, wird schon 1934 begonnen, also unmittelbar nach der oben erwähnten Amerika-Reise. Green hatte das Projekt damals wieder aufgegeben, weil der Welterfolg von *Vom Winde verweht* (das er offenbar gar nicht gelesen hat) ihn eine zu große inhaltliche Nähe zu dem Bestseller fürchten ließ. Genau fünfzig Jahre später, 1984, nimmt er die Arbeit wieder auf, obwohl er sich vor der seelischen Erschütterung fürchtet, die die Arbeit mit sich bringen könnte. „Doch ich spüre dieses Buch mit zu großer Gewalt, als daß ich dem Willen, es zu Ende zu führen, widerstehen könnte“ (7. Februar 1984). Fünf Jahre später, nachdem schon der zweite Band, *Die Sterne des Südens*, fertiggestellt ist, gesteht er sich ein, er habe die beiden Bücher geschrieben, „um mich von einer Familienobsession zu befreien, die sich vor allem von meiner Mutter auf mich übertragen hat“ (23. März 1989). Und es scheint fast, als sei ihm dies gelungen, denn die Obsession, die ihn so lange beherrscht hat, ist während der sich lange hinziehenden Arbeit am dritten Band, *Dixie*, deutlich weniger zu spüren; während die ersten beiden Bände in *einem* Zug entstanden sind und unter der Fülle des zu bewältigenden Stoffs schier auseinanderbrechen wollen, gibt sich der schmalbrüstige Nachzügler, der erst 1995 erscheinen wird, gelassener und konzentrierter.

Die „Familienobsession“, der Green in der *Dixie*-Trilogie anscheinend widerstandslos nachgibt, macht aus ihr innerhalb seines Œvres ein Unikat. Das ist schon am Umfang zumindest der ersten beiden Bände, *Von fernen Ländern* und *Die Sterne des Südens*,



erkennbar (*Dixie*, der dritte Teil, ist innerhalb des Unikats wiederum ein Sonderfall und ist im folgenden zunächst nicht mitgemeint); während ein Green-Roman ansonsten zwei- bis dreihundert Seiten umfaßt, treten uns hier ein Tausend- und ein Achthundert-Seiten-Wälzer entgegen. Natürlich fehlen da nicht die schon bekannten Ingredienzien, auf der einen Seite jene Atmosphäre von Tradition, Erstarrung und Morbidität, die diese Welt zu einem Gefängnis macht, auf der anderen Seite das verzweifelte Begehren der Personen, das sich an den Gitterstäben dieses Kerkers blutig schlägt. Die Handlungsfabel aus *Von fernen Ländern* ist im Grunde unmittelbar von *Süden* übernommen, nicht nur ähneln sich die Heldinnen (Regina im Drama, Elisabeth im Roman) bis zur Austauschbarkeit, auch die Figurenkonstellationen und Konflikte gleichen sich, und selbst einige Nebenhandlungen des Romans sind im Stück schon angedeutet.

Was in der epischen Behandlung den Stoff auf das zehnfache seines ursprünglichen Umfangs anwachsen läßt, ist die Hereinnahme der Geschichte in die Erzählung. Greens Romane spielen fast immer in einer schon historischen Zeit, sei es vor dem ersten Weltkrieg oder noch im 19. Jahrhundert, ja sogar wenn das Interieur modern wirkt, scheinen sich die Figuren doch zu verhalten, als ob sie in längst vergangenen Tagen lebten. Diese Art diffuser Geschichtlichkeit ist jedoch nie faktisch definiert, sie bleibt im Atmosphärischen. In *Von fernen Ländern* und den Folgebänden dagegen werden exakte Jahreszahlen genannt, historische Ereignisse und Personen diskutiert, zeitgenössische Bücher wie *Onkel Toms Hütte* in ihrem geschichtlichen Kontext gezeigt, ja sogar Zeitungsartikel wörtlich zitiert. Green wollte mit diesen Bänden mehr als nur erzählen, er wollte historische Gerechtigkeit für sein verlorenes Vaterland einfordern. Schon 1933 ist dieses Motiv entscheidend:

Was mich am meisten betrübt, ist nicht die Tatsache, daß uns der Norden niederwarf - wir waren einer gegen zehn am Ende der Feindseligkeiten -, sondern daß er es fertigbrachte, eine Lesart dieses Krieges zu oktroyieren, die, milde gesagt, zweifelhaft ist. In Europa stellt sich fast jedermann vor, wir hätten für die Aufrechterhaltung der Sklaverei gekämpft... (15. Dezember 1933)

Das bemerkenswerteste an diesem Zitat ist das *Wir*, in dessen Namen Green hier spricht. Nur innerhalb dieses Südstaaten-Wir - ein Wir wohlgemerkt, das nicht mehr real existiert, sondern nur noch als Reminiszenz im Ich überlebt! - hat Green sich jemals angemaßt, stellvertretend für ein Kollektiv zu sprechen, überall sonst im Tagebuch spricht nur ein Ich, das nie daran denkt, Allgemeingültigkeit für seine Auffassungen einzufordern, das vielmehr sogar stolz ist

auf seine Einsamkeit. „Doch in den Südstaaten, als wir drei gegen zehn standen, haben wir verloren, obwohl wir uns im Recht befanden“ (23. März 1989). Geschichte ist bekanntlich immer die Interpretation der Sieger, das heißt, wird ein Land erobert, dann wird, neben der materiellen Vernichtung, vor allem dessen historische Interpretation der Wirklichkeit demobilisiert und durch die der Eroberer ersetzt. Diesen Prozeß rückgängig zu machen und die Geschichte des Südens aus der Perspektive des Südens zu erzählen, das war das eigentliche Ziel Greens - und damit ist zugleich das künstlerisch Problematische seiner *Dixie-Trilogie* begründet.

Denn hier prallen offensichtlich disparate Erzählweisen und -haltungen aufeinander, die sich nicht recht zueinander fügen wollen. Da ist einerseits jenes traumhaft-surreale *écriture automatique*, jener typisch Greensche schwebende Erzählton, jene erzählerlos-objektive Haltung, die wie aus dem Inneren der Personen heraus geschrieben ist, ohne sich um gesellschaftliche Positionen, politische Parteiungen oder moralische Wertungen zu kümmern. Und auf der anderen Seite stellen sich die Figuren in Positur und halten politische Vorträge, als ob ein Professor vor seinen Studenten doziert. Greens Romane waren von jeher Kammerstücke: wenige Personen, die in kargen Räumlichkeiten ihre Konflikte austragen, wenige Ortswechsel, wenig *action*. Auch *Von fernen Ländern* ist im Kern immer noch ein solches Kammerstück, aber ausgestopft mit sehr viel politischer Holzwohle und herausgeputzt mit einigem *Vom Winde verweht*-Talmi. Greens Versuche, die historischen mit den fiktiven Ereignissen zu verknüpfen, mißraten ihm auf seltsam unbeholfene Weise, und die mehreren großen Ballszenen wirken hölzern, wenn man sie neben eine vergleichbare Szene z. B. bei Tolstoi - oder auch bei Margaret Mitchell - stellt. Nur jene intimen Passagen, in denen zwei Personen mit ihren Emotionen hilflos gegeneinander kollidieren oder eine Liebende an der Übermacht ihres Gefühls leidet, sind faszinierend wie eh und je bei Green. Sein Problem war, daß die Familienobsession ihn stärker beherrschte, als er selbst zugeben mochte, zu stark, als daß die künstlerische Disziplin gegenhalten konnte. Selbst der Sklavenaufstand von Santo Domingo 1798, bei dem ein entfernt verwandter Teil der weitverzweigten Greenschen Familie niedergemetzelt wurde, wird noch in einem langen Einschub in *Die Sterne des Südens* abgehandelt, obwohl es Green nur mühsam gelingt, den erzählerischen Faden dorthin zurückzuspinnen.

Die beiden ersten Teile der Dixie-Trilogie waren praktisch in einem Zug geschrieben worden, von *einem* Impuls gespeist, von *einer* Obsession angetrieben. Aber schließlich hatte diese sich verbraucht, und der dritte Teil ließ lange auf sich warten:

Ich verspüre wieder flüchtig den Wunsch, meinen amerikanischen Roman weiterzuschreiben. Der junge Sohn meines Großvaters, Ned, in Wirklichkeit ein wenig mein Vater, könnte die Hauptfigur darin sein, immer noch gemeinsam mit seiner Mutter, aber mich von neuem mit dem Sezessionskrieg zu beschäftigen, begeistert mich nicht mehr so wie früher. Ich habe mich verändert. Jeder Krieg empört mich ebenso sehr wie eine gewaltige Hinrichtung, was er auch ist. Die Vorstellung, ein großes Problem durch Waffen zu lösen, kommt mir wie die Logik von Barbaren vor. Und dann befinde ich mich diesmal mitten im Krieg [*d. h. im Sezessionskrieg. H. T.*]. Doch viele Szenen tauchen plötzlich vor mir auf. Ich will dieses Buch nicht schreiben, wird es mich zwingen, ihm zu gehorchen? (5. November 1991)

Der Drang, dem Süden historische Gerechtigkeit zu verschaffen, ist offenbar verschwunden und in dem 1995 erschienenen Buch dann auch nicht mehr zu verspüren. Insofern könnte man sagen, Green habe sich von seiner Familienobsession befreit. Wenn das Buch dennoch geschrieben wurde, dann vielleicht tatsächlich wegen der Gestalt des Jungen, der niemand anderes als Greens Vater ist (laut beigegebenem Stammbaum wurde der fiktive Charles Edward 1852 geboren, Greens realer Vater Edward 1853). In den letzten Jahrgängen des Tagebuchs ist überhaupt die Tendenz bemerkbar, sich des Vaters zu vergewissern, nachdem er solange im Schatten der Mutter gestanden hatte. In *Dixie* wird dem Jungen eine Abenteuergeschichte angedichtet, die dem Buch fast das heiter-leichte Flair eines Jugendromans gibt. Im Tagebuch allerdings muß Green schließlich sein Scheitern eingestehen, dem Vater literarisch Gestalt zu geben: „Heute nimmt, glaube ich, eine der schwersten Prüfungen, die ich jemals durchzumachen hatte, ein Ende. Nahezu einen Monat lang mußte ich mit einer Feststellung fertig werden: Meine Bemühungen, über meinen Vater zu schreiben, führten zu nichts, oder bloß zu ein paar Zeilen, die fehlschlügen und immer nur wiederholt werden konnten, fast ohne Abweichungen“ (5. April 1995). Der Vater bleibt also weiterhin die undeutliche Gestalt des gütigen, ehrenfesten Südstaaten-Gentleman, der in Greens Obsessionen-Sammlung offensichtlich keinen vorderen Rang eingenommen hat.

Die drei Bände der *Dixie*-Trilogie sind die Heimkehr in ein Land, das nur noch imaginiert werden kann, und dabei zugleich das großartige Schauspiel, wie jemand die Gespenster seiner Kindheit bannt, indem er die Welt der Eltern poetisch wiederaufbaut. „Wo gehn wir denn hin?“ fragt Novalis, und gibt sich selbst die Antwort: „Immer nach Hause.“ Greens Leben

könnte man als Illustration dieses Satzes lesen. Noch 1931 ist er entschlossen, die geschichtliche Isolation, in die er hineingeboren wurde, zu akzeptieren: „Ich möchte nirgendwo Wurzeln schlagen, wenn Wurzeln schlagen heißt, mich einzusperren“ (8. Juli 1931), und hatte daraus den Schluß gezogen, daß sein Vaterland nur die Sprache sein könne, in seinem Fall die französische Sprache. Diese Entschlossenheit, nur auf sich selbst und die Sprache gestellt zu leben, konnte nicht von Dauer sein. Nach dem 2. Weltkrieg machte er sich einerseits auf die Suche nach der spirituellen Heimat im Christentum, andererseits nach den Wurzeln seiner Identität in der imaginierten Heimat seiner Familie. „Wenn wir älter werden, verwandeln wir uns in unsere Eltern. Zu guter Letzt tragen ihre Prinzipien den Sieg davon über die Prinzipien unserer Jugend, welche vielleicht in ihrer eigenen Jugend die ihren waren“ (20. Mai 1956). Schließlich hatte Green für sich die Figur des Verbannten erschaffen, um seine Heimatlosigkeit positiv akzeptieren zu können (*Der Verbannte* heißt einer der späten Tagebuchbände):

Verbannt. Aus welchem Land verbannt? Man verläßt sein Geburtsland, man überquert den Ozean, um inmitten der Leute einer fremden Rasse und ganz anderen Sprache zu leben, und man entdeckt, daß man sich dort inmitten der eigenen Familie befindet, die sich seit mindestens zwei Jahrhunderten nicht fortgerührt hat. Da lebt und bewegt sich der in Paris geborene Verbannte mit einemmal auf dem Boden, auf dem Vater und Mutter lange vor seiner Geburt wandelten. Für Frankreich existiert er nahezu nicht mehr. Man verliert rasch die Erinnerung an den Heranwachsenden, der sich glücklich wähnte. Die Jahre verstreichen. Er kehrt zurück. Man nimmt ihn freundlich auf und macht ihm Platz. Der Verbannte ist wiedergekommen, aber jenseits des Wassers nennt man ihn nun den aus seinem Herkunftsland Verbannten. So ist er stets der aus beiden Heimatländern Verbannte, und das Leben verrinnt, und er wartet auf das Alter, da er sich als aus der Welt schlechthin Verbannten empfindet, aus der Alten wie aus der Neuen Welt, weil sich eine innere Wandlung vollzogen hat, die ihn von der so glühend geliebten sichtbaren Schöpfung entfernt, er wartet, daß sich sein Blick endlich auf das unsichtbare Vaterland richten möge. (18. September 1989)

Diese Heimatlosigkeit - in Raum sowohl wie in Zeit - ist jedoch für den Leser ein Glück, denn der Verbannte führt ein Tagebuch, das nicht beschränkt ist durch die Grenzen eines Vaterlandes, und nicht fixiert ist auf eine bestimmte Epoche, die den Autor derart geprägt hätte, daß er nur von hier aus die Welt betrachten möchte. Der Diarist, der mit sich allein ist, der ohne allen Gruppenstolz, ohne Ideologie auszukommen vermag, hat keine andere Heimat als die ganze Welt, und die ganze Welt mit all ihren Reichtümern rauscht und strömt in diesem Tagebuch!

VORHIN WAR ICH IN MEINEM ZIMMER UND BETRACHTETE EINEN SONNENSTRAHL AUF EINER TÜR, ALS MICH PLÖTZLICH DIESES ETWAS ERGRIFF, DEM ICH KEINEN NAMEN GEBEN KANN UND DAS ICH GLÜCK NENNEN WÜRDE. ES HAT MINDESTENS FÜNF MINUTEN GEDAUERT. ICH BIN EINGESCHLAFEN, UND ALS ICH AUFWACHTE, HABE ICH ABERMALS DIESES AUßERGEWÖHNLICHE GEFÜHL GESPÜRT, DEMGEGENÜBER NICHTS AUF DIESER ERDE WIRKLICH ZU SEIN SCHEINT. ICH VERMAG ES NICHT AUSZUDRÜCKEN. ICH GLAUBE, WENN ALLE MENSCHEN NACH DEM EVANGELIUM LEBTEN, WÜRDEN SIE DAS SPÜREN, WAS ICH ZU BESCHREIBEN VERSUCHE. TIEFE, ABSOLUTE GEBORGENHEIT: DER TOD EXISTIERT NICHT MEHR, ES GIBT NUR NOCH DIE LIEBE. DAS GANZE IN UNAUSSPRECHBARER SANFTHEIT. SELTSAM, DAß DAS NICHT VOM GNADENZUSTAND ABHÄNGT, DA MIR ALLES ENTGEGENSCHREIT, DAß ICH IHN NICHT ERREICHT HABE. ES IST DENNOCH EINE GNADE GOTTES. ICH NEHME AN, DIE AUTOREN WÜRDEN VON NATÜRLICHER MYSTIK SPRECHEN, ICH BIN ABER ÜBERZEUGT, DAß DAS GLÜCK DES PARADIESES AUS KEINEM ANDEREN STOFF ALS DIESEM IST ... AUF UNENDLICH HÖHERER STUFE! (30. September 1950)



Jene Textpassagen, die, wie der obige, als Zwischentitel zwischen die Kapitel eingeschoben wurden, haben alle das eine gemeinsam, daß das Licht in ihnen eine Rolle spielt: Das Licht als Auslöser eines Glücksgefühls oder einer melancholischen Stimmung, das Licht, das in der Dämmerung an den Möbeln entlangstreicht, einen Streit zum Verstummen bringt oder Ängste beschwichtigt. Es ist dies eines der durchgehenden Motive im Tagebuch, vom ersten bis zum letzten, und es liegt nahe, eine metaphorische Deutung dafür zu suchen. Sehr leicht etwa könnte man an das Licht als Symbol Gottes denken, aber die Assoziationen ketten sich schnell aneinander, wie sie kulturell schon vorgeprägt sind: Das Licht als Widerschein Gottes in der Welt, das Licht der Welt (so der Titel eines Tagebuchbandes), „die Welt besitzt seit jeher ihr Licht wegen der Menschheit, die sie bewohnt“ (3. August 1978), das Licht der Vernunft (bei Green eine wenig wahrscheinliche Deutung) oder des menschlichen Bewußtseins, das Licht im Herzen, das Licht der Offenbarung, wie im Pfingstwunder, oder der Inspiration, das Licht in den Augen des Geliebten, das Licht eines kommenden Zeitalters usw. Man könnte sicher noch eine Reihe von anderen Deutungen finden - aber man muß sich ins Wort fallen und erinnern, daß Green das Licht im Grunde nie als Metapher benutzt. Es ist in den Tagebüchern stets nur das beobachtete Naturphänomen, das zwar im Menschen etwas auslöst, jedoch eine Bedeutung über sich selbst hinaus nicht erhält. Meistens ist es die Abendsonne, die zum Fenster hineinscheint, manchmal auch das Funkeln der Sterne in der Nacht, immer aber scheint es in einem Zusammenhang zu stehen mit Augenblicken, in denen die Zeit stillsteht oder aufgehoben scheint. „Die Welt versank um mich und mit ihr die Zeit, dieser Alptraum“

(6. November 1948). In diesen zeitlosen Momenten, in denen die physikalischen Gesetze nicht mehr zu wirken scheinen, wird etwas sichtbar, was sonst verborgen liegt. „Es ist, als gäbe es in diesem unermesslichen Weltraum einen Gedanken, den wir zwar nicht zu denken vermögen, der uns indes trotz allem erreicht“ (1. Januar 1965), schreibt Green einmal bei Betrachtung des Sternenhimmels, und wenige Seiten später klagt er beim Betrachten einer Ausstellung holländischer Gemälde („Pieter de Hoogh und die magische Kraft eines Sonnenstrahls auf einer Wand.“) über die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache. „Als ich jung war, glaubte ich, man könne mit Worten alles sagen, doch dem ist nicht so. Unsere Welt ist durchdrungen vom Unaussprechlichen. Man kann andeuten, das ist alles“ (4. Februar 1965). Das Licht ist der Einbruch des Immateriellen in eine materielle Welt, es deutet auf das, was nicht mehr beschrieben, nicht in Formeln und Gesetze gefaßt werden kann, es spricht von den nicht zu verwirklichenden Möglichkeiten, die hinter der planen Realität liegen, mit einem Wort, es ist Poesie.

Von Kindheit an habe ich immer Zweifel an der Wirklichkeit der Welt gehabt, so wie sie uns erscheint. Sie existiert, aber anders, als wir sie sehen. Eine merkwürdige psychologische Erfahrung ist mir vertraut. Was ist dort, wo ich nicht bin? Gibt es dort überhaupt etwas? Wenn ich in die Türkei fahre, sehen meine Augen eine der schönsten Landschaften der Welt: Sollten diese Moscheen, diese Minarette nur ein Traum sein? Oder: Nach vier Uhr nachmittags bin ich selten in meinem Zimmer; und wenn ich aus irgendeinem Grund unvermutet zurückkehre - eine auf dem Tisch liegengelassene Brille, ein Adreßbuch usw. -, sehe ich mein Zimmer mit anderen Augen. Es ist nicht ganz dasselbe, es wirkt, als habe es nicht erwartet, mich so schnell wiederzusehen, es sieht irgendwie aus wie jemand, den man überrascht. Es beginnt wieder zu existieren, weil ich da bin, aber was passiert, wenn ich nicht da bin? Glaube ich wirklich an diese Realität? Ja und nein. Ich glaube zu sehr an die Realität des Unsichtbaren, um mich vom Sichtbaren völlig täuschen zu lassen. Neulich abend, bei Einbruch der Dunkelheit, befand ich mich in meinem Zimmer, das einzig von dem sehr schwachen Licht beleuchtet war, das vom Himmel hereinfiel, und es kam mir besonders schön vor, vor allem aber vollkommen anders, prunkvoll, die Möbel kaum zu erkennen, der chinesische Teppich in einen Teich verwandelt, Schattenmassen und fahle Flächen, in denen ich kaum wiedererkannte, was mir doch so vertraut ist. Es lag etwas Märchenhaftes in alledem, ich konnte glauben, ich sei im Begriff, ein Geheimnis zu ergründen, das Geheimnis der Orte, wo ich nicht bin und die auf eigene Weise zu existieren beginnen. (28. März 1979)

Im November 1995 erleidet Green einen leichten Schlaganfall: „Im Flur kam mein Sohn mir entgegen. Ich habe mit ihm geredet, und er verstand mich nicht. Doch meine Zunge sprach Wörter aus. Er hat mich in mein Zimmer geführt, damit ich mich setze, und hat unseren Arzt angerufen. Ich lächelte. Ich war in Wörter eingeschlossen, die niemand verstand, das

Englische hatte das Französische verdrängt, so als weigerte sich meine Muttersprache, sich übersetzen zu lassen. Ich fand mich im Hospital Saint-Joseph wieder“ (11. November 1995). Der Alptraum eines jeden Schriftstellers, sich nicht verständlich machen zu können, wird hier buchstäblich Wahrheit. Mehr noch als diese faszinierend dichte Krankheitsschilderung beunruhigt allerdings, was Green am Ende dieses langen Abschnitts notiert, als er aus dem Krankenhaus in seine Wohnung zurückkehrt: „Doch ich entdecke, daß ich die violette Flut der Dämmerung nicht mehr mag, die gegen sechs Uhr im November jeden Tag heimtückisch ertränkt. Erleuchten wir also jeden Raum, der Abend soll ein Fest sein.“ Das Licht der Dämmerung, das über so viele Jahrzehnte immer wieder zur Beschreibung Anlaß gab, wird nun plötzlich durch die elektrische Beleuchtung ersetzt. Mehr als die Krankheit selbst ist dieses Detail dem, der tief in die Welt dieser Tagebücher eingetaucht ist, ein Indiz, daß die Gebrechlichkeit des Alters endlich auch diesen scheinbar ewig jungen Geist, der bisher nie ein Anzeichen mentaler Vergreisung zeigte, ereilt hat.

Der letzte Gedanke, der dem Kranken durch den Kopf geht, bevor die babylonische Sprachverwirrung ihn von der Außenwelt abschneidet, betrifft die Individualität des Menschen: „Jeder Mensch ist ein Mysterium, dachte ich, und dieses Mysterium ist es, was man den anderen schenken muß.“ Dieser Gedanke von der Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen ist ein weiteres durchgehendes Motiv in Greens Tagebüchern, und zugleich die eigentliche Rechtfertigung für das Tagebuch selbst, denn nichts anderes geschieht darin ja, als daß das Mysterium eines Menschen ausgebreitet wird. Versuchen wir von diesem Ende her noch einmal das Menschenbild zusammenzufassen, wie es in diesen Tagebüchern beschrieben wird:

Als ich dieses Tagebuch wiederlas, war ich mehr als einmal über das erstaunt, was ich hineingelegt hatte. Wie viele Gesten würde ich nicht mehr tun! Wie viele anscheinend unumstößliche Meinungen bin ich bereit, als Irrtümer einzuschätzen! Aber ich appelliere gegen das Gestern an das Morgen, ich berufe mich auf den Menschen, der ich eines Tages sein werde, nein, ich berufe mich auf den Menschen, der ich bin.

Ich habe mich verändert, ich werde mich weiter verändern. Immer wieder spüre ich eine starke Veranlagung zur Veränderung in mir, die sich mit dem Lebenstrieb vereint. Ich empfinde nicht, daß von uns verlangt würde, auf immer und ewig zu versteinern. An Ort und Stelle zu verharren ist für viele ein sinnloses Martyrium. Ich gehöre zu jenen, die von ganzem Herzen ein Vorwärtskommen wünschen ...

Baudelaire beklagte, daß man bei den Menschenrechten das Recht, sich zu widersprechen, vergessen habe. (5. Februar 1939)

Die Person, die Ich sagt, ist in einem ständigen Wandel, einer Umwandlung, und wird sich dadurch immer wieder selbst fremd. In den Tagebüchern werden häufig Begegnungen zwischen den verschiedenen Ichs der Person Julien Green arrangiert, so etwa, wenn der Zweiundvierzigjährige vom Sechzehnjährigen zur Rede gestellt wird: „Du hast mich betrogen und bestohlen. Wo sind all die Träume, die ich dir anvertraut hatte?“ (11. Mai 1942). Ein anderesmal steht er vor einem Haus, in dem er „beinahe gewohnt hätte“ und imaginiert das Leben, das er dort geführt hätte. „Mein Doppelgänger wohnt für mich darin, mein Doppelgänger, diese aus Erinnerungen und Wünschen zusammengesetzte Person“ (2. Juni 1938). Das Ich wird sich ständig selbst fremd. Aber weiß es denn überhaupt, wer es in diesem Moment ist? Ist der, der Ich sagt, nicht ohnehin schon eine multiple Persönlichkeit? Wer ist denn z. B. der, der die Romane schreibt? Green wird nicht müde zu betonen, daß ein anderer als er selbst seine Bücher geschrieben habe:

Ich arbeite intensiv, doch voller Unruhe an meinem Roman. Es gibt Seiten, die ich nicht umhin kann schrecklich zu finden, die ich lieber nicht hätte schreiben müssen, die mir jedoch von dem Wesen in meinem Inneren, das von jeher meine Hand geführt hat und das ich nicht zu benennen weiß, diktiert werden. Wer ist es? Woher kommt es? Tat ich gut daran, ihm immer zu gehorchen? Doch ohne es gäbe es kein Werk, nicht eine Zeile. (2. Februar 1958)

An anderer Stelle dagegen wird herausgestrichen, daß gerade im Akt des Schreibens die Person zu sich selbst findet: „Man befreit sich, indem man schreibt. Wovon? Von sich selbst in allen möglichen Verkörperungen, man vertreibt die Vielzahl, die Ich ist“ (24. August 1994). Man könnte meinen, Green beanspruche hier das Recht, sich zu widersprechen für sich selbst (was an sich nicht verwunderlich wäre, denn systematische Stringenz war nie sein Ziel, noch ist das Tagebuch das richtige Medium, um statisch einwandfreie Gedankengebäude zu entwickeln). Der Widerspruch ist aber nur scheinbar, denn das erste ist die individuelle (unbewußte) Voraussetzung von Greens Schreiben, beim zweiten handelt es sich eher um eine anthropologische Grundvoraussetzung aller Literatur. Denn der Mensch lebt im Konjunktiv, dadurch unterscheidet er sich von allen anderen Lebewesen. Ein Tier tut immer nur ein Ding zur Zeit und denkt nie an das andere, das es stattdessen tun könnte. Der Mensch dagegen bleibt sich immer der Alternativen bewußt, auch wenn er längst eine davon gewählt hat. Er schwimmt wie ein Fisch im Meer der Möglichkeiten, aber von zehn oder hundert oder tausend potentiellen Handlungen, die er in einem Moment begehen könnte, ist immer nur eine zu



verwirklichen - und doch kann er nicht aufhören, weiter an jene anderen zu denken, die er hätte tun können. Darum leben wir permanent im Konjunktiv, eine Krankheit zweifellos, aber eine, mit der schon der erste Urmensch sich infizierte, als er zum erstenmal „Ich“ sagte. Literatur ist eine Therapie dagegen, keine zwar, die völlige Heilung verspräche, aber immer noch die beste, die wir haben. Denn in der Literatur - sogar noch in der hermetischsten - finden wir jene Alternativen verwirklicht, die wir selbst nicht leben konnten, sie gibt uns die Möglichkeit in Gedanken durchzuspielen, was wir wären, wenn wir nicht Ich wären - dieses Ich, das kein Imperativ, nur ein Indikativ unter unzähligen Konjunktiven ist. Die Sehnsucht nach dem Möglichen in uns ist die Grundlage aller Literatur. Umgekehrt verhält es sich mit dem Schriftsteller, der sich beim Schreiben - aber auch nur dann - von allen Konjunktiven befreit:

Außer wenn ich mein Buch schreibe, denke ich nie: „Ich bin dabei, das zu tun, und vernünftigerweise könnte ich nichts anderes tun.“ Nein, wenn ich lese, wenn ich Schach spiele oder spazierengehe, verfolgt und bedrängt mich der Gedanke an all das, was ich in diesem Augenblick tun könnte und nicht tue. Das rührt, glaube ich, weniger von einer unausgeglichene Aufmerksamkeit als vielmehr von einer Art heftiger Begierde. Ich gebe mich einem Vergnügen nicht hin, ohne mich um ein anderes Vergnügen betrogen zu fühlen, das ähnlich und möglich wäre. In meiner Lebensweise folge ich einer Bahn, die mich zweifellos bis zu meinem Tod leiten wird, und bis zu meinem Tod werde ich es bereuen, mit den Talenten, über die ich verfüge, nicht anders gelebt, nicht andere Werte erworben zu haben. Aber wenn ich schreibe, bin ich ganz und gar *präsent*. (29. Juni 1938)

Dieses Leben im Konjunktiv bedeutet zugleich, daß der Mensch sich vielleicht niemals ganz kennenlernen wird, daß er sein Leben lang an seinen Möglichkeiten vorbeigehen könnte, oder umgekehrt, daß er unter gewissen Umständen Eigenschaften entwickelt, die er selbst nie in sich vermutet hätte. „Wir wissen nicht um all das Gute, das wir hätten tun können und nicht getan haben, aber auch nicht um alles Böse, das wir hätten tun können und nicht getan haben; wir wissen nicht um alle Gefahren, denen wir entgangen sind, und nicht um alle Gnaden, die gewährt worden wären, hätten wir nur gewollt. Ein großer Teil unseres Lebens ist in fast völlige Dunkelheit gehüllt“ (7. November 1955). Am Beispiel eines französischen Widerstandskämpfers aus dem 2. Weltkrieg hat Green diesen Gedanken weiterentwickelt:

Gestern abend Besuch von einem Freund, der sich für das Seelenleben interessiert und mir tausend verzwickte Fragen stellt. Ich erwidere *grosso modo*, daß wir nicht wissen, wer wir sind, und führe als Beispiel den Fall Jean Desbordes an, wie alle Jungen seines Alters ein scheinbar oberflächlicher, launischer, vergnügungssüchtiger Kerl, der aber,

als er unter der Besatzung als Widerstandskämpfer gefaßt wurde, unter entsetzlichen Qualen mit dem unbeugsamen Mut eines Märtyrers starb, weil er den Namen keines Kameraden verraten wollte. „Es gibt keine größere Liebe, als das Leben hinzugeben für seine Freunde“, sagt Jesus. Desbordes war der Märtyrer dieses Wortes. Wie verblüfft wäre er gewesen, hätte er vor dem Krieg gewußt, daß er fähig war zu solcher Seelengröße... Er hatte keine Ahnung, wer er war. Seine Henker haben es ihm enthüllt. Umgekehrt könnte man sagen, in vielen Menschen, die sich zu den Gerechten zählen, verberge sich ein Judas, der jederzeit zum Verrat bereit wäre, wenn die Gelegenheit sich böte. Da in den meisten Fällen die Gelegenheit sich nicht bietet, sterben sie in voller Selbstzufriedenheit mit ihrer „Gerechtigkeit“, die niemals auf die Probe gestellt wurde. Gehen wir einen Schritt weiter, in eine optimistischere Richtung. Auch ein Heiliger kann sich in vielen von uns verbergen und sich ab und zu äußern in einem Blick, einem Lächeln, einer Geste, einem Ausbruch von Menschlichkeit. Das habe ich im Lauf meines Lebens tausendfach beobachtet. (23. Dezember 1976)

*Warum bin ich Ich?* lautet der Titel von Greens letztem, 1996 veröffentlichten Tagebuchband - eine Frage, auf die der Autor in siebzig Jahren keine Antwort gefunden hat, denn: „Das Wunder des menschlichen Gehirns liegt darin, daß es Grenzen nur im Unendlichen kennt“ (9. November 1991), ein Satz, der gegen Freuds Theorien gerichtet ist, jedoch ebenso auf die Hybris moderner Hirnforschung bezogen sein könnte, die glaubt, die Seele in chemoelektrischen Synapsenströmen erkennen zu können. Sehr früh schon fand Green ein Bild für die Rätselhaftigkeit der menschlichen Persönlichkeit in der Erzählung von Nathaniel Hawthorne, *The Minister's Black Veil*, in der es um einen Geistlichen geht, der sein Gesicht hinter einem schwarzen Schleier verbirgt (noch das letzte veröffentlichte Tagebuch-Notat vom 18. Februar 1996 beschäftigt sich mit diesem Werk). Die Lektüre dieser Erzählung im Winter 1919, so Green, sei für ihn epochemachend gewesen: „Von dieser bemerkenswerten Lektüre an stand mir der Weg in die Welt des literarischen Schaffens offen. Diesen schwarzen Schleier des Pfarrers tragen wir alle über dem Gesicht. Zu wissen, was sich darunter befindet, steht nicht in unserer Macht, aber wenn wir einmal vor unserem Schöpfer stehen, wird uns dieser Schleier heruntergerissen werden“ (29. Mai 1982). Die Entdeckung, daß die menschliche Seele unergründlich ist, wird hier einerseits zum Initiationserlebnis des angehenden Schriftstellers (dessen Werk in der Tat ja um die Unergründlichkeit oder Abgründigkeit menschlichen Fühlens und Handelns kreist), andererseits mit religiösen Vorstellungen in Verbindung gebracht, insofern nur Gott diese unerkannte und unerkennbare Seele ganz kennt - und der hütet sich, sie uns zu zeigen: „Der Pfarrer von Ars bat eines Tages Gott, er möge ihm seine Seele, so wie sie wirklich ist, zeigen, doch das war höchst unvorsichtig, denn er erholte sich nie von diesem Schlag. Dabei war er ein Heiliger, ein großer Heiliger. Und wenn man noch so aufrichtig sein will, über sich selbst kann man nur sagen,

was einem zu sehen erlaubt ist, und wir sehen fast nichts“ (3. Mai 1978). Diese Vorstellung des Menschen ist von der der Aufklärung so weit entfernt wie irgend möglich - und doch zutiefst human. Der Verstand oder die Vernunft sind als Begriffe bei Green inexistent, mit diesem Instrument erreicht der Mensch fast nichts. Das, was sich in uns verbirgt, kann mörderisch sein, ohne daß die Vernunft eine zureichende Barriere gegen diese zerstörerischen Kräfte sein könnte. Nur göttliche Gnade kann uns vor dem Dunklen in uns bewahren. „Man kann“, heißt es in dem zuletzt zitierten Notat weiter, „immer das Schlimmste vermuten, auch wenn man den Bereich der Wahrscheinlichkeit nicht verläßt, aber Gott ist in uns. Das scheinbar banalste Leben bleibt trotz allem ein Geheimnis. Wüßten wir, was Gott in uns vollendet, um uns zu retten, würden wir wohl vor Liebe umkommen.“ Die Einzigartigkeit des Menschen, die von den Vertretern der Vernunft nicht gegenüber Diktatoren und Rassenfanatikern verteidigt werden konnte und von den Naturwissenschaften der letzten zweihundert Jahre immer mehr in Frage gestellt wurde, ist nur durch Gott garantiert und gerechtfertigt: „Jeder Mensch beginnt von neuem die Geschichte der Welt, jeder Mensch beendet sie, jeder einzigartige Mensch, einzigartig in den Augen Gottes“ (15. März 1987).



IM HAUS VERLÄUFT MAN SICH, ZAHLOS SIND DIE TÜREN, JEDE ÖFFNET SICH AUF EIN ZIMMER, DAS FAST NIE DASJENIGE IST, DAS MAN SUCHT. ÜBERALL HERRSCHT EIN BEGLÜCKENDES LICHT, DAS DURCH VORHÄNGE ODER NACKTE SCHEIBEN HEREINSTRahlt, ALLES LÄCHELT IN DIESEN WÄNDEN, UND LEISE SCHLEICHT DIE LANGEWEILE DER GROßEN FERIEEN UMHER, DIE MAN VON FRÜHER KENNT, BIENEN SUMMEN IN EINER ERINNERUNGSGESÄTTIGTEN STILLE, ALLE STIMMEN SIND VERSTUMMT. (18. September 1989)



War Julien Green ein Mensch des 20. Jahrhunderts? Diese Frage stand am Anfang dieses Durchgangs durch das vergangene Säkulum im Spiegel der Greenschen Tagebücher. Nun, am Ende des Rundgangs, würde wohl kaum noch jemand wagen, die Frage mit „ja“ zu beantworten. Was soll man als Mensch des 20. Jahrhunderts, an der Schwelle zum 21. stehend, anfangen mit einem Schriftsteller, dessen Denken sich ängstlich im hermetischen Kreis katholischer Dogmatik hält, dessen literarische Konflikte auf einer veralteten Sexualmoral beruhen, der der Aufklärung ablehnend gegenüberstand und sich selbst als Bürger eines lange vor seiner Geburt untergegangenen Staates sah? Was kann einem ein

Denken nützen, das ganz darauf ausgerichtet ist, die Seele des Menschen zu suchen, die doch seit über hundert Jahren niemand mehr gesehen hat?

Aber was bedeutet das eigentlich: ein Mensch des 20. Jahrhunderts? Was zeichnet denn dieses Zeitalter aus, womit läßt es sich umreißen? Wenn man, ohne sich an Einzelheiten festzuhalten, einen Blick wirft auf die zurückliegenden hundert Jahre mit der Vielzahl ihrer Ideen, Ideologien, Stile, Richtungen, Moden, kulturellen Epochen und soziologischen Paradigmen, wissenschaftlichen Phasenverschiebungen und politischen Krankheiten, dann fällt auf, daß nicht eine der motorischen Kräfte, die in ihnen wirksam wurden, originär aus diesem Jahrhundert stammen, daß unsere Zeit vielmehr nur vollzogen hat, was vorhergehende geprägt haben. Die politischen Kräfte, Faschismus, Totalitarismus, Kommunismus einerseits, Demokratie andererseits, sind nur die Zerfallsprodukte jener großen Kernschmelze am Ende des 18. Jahrhunderts, als die Philosophie sich endgültig von der Theologie losmachte und, überrumpelt vom eigenen Erfolg, das christliche Menschenbild einer empfangenden Seele in aller Eile ersetzen mußte durch das aufklärerische eines analysierenden Intellekts. Künstler und Schriftsteller sahen sich mit der zunehmenden Perfektionierung der Informationssysteme einem weit größeren Problem gegenüber: Statt in einer linearen kulturellen Tradition lebten sie nun in einer polyhistorischen Welt, statt der wenigen prägenden Vorbilder, mit denen Künstler vergangener Jahrhunderte sich auseinanderzusetzen hatten, stürzen gigantische Schmelzwasserfälle auf deren heutige Nachfahren ein, die in bisher unzugänglichen Gletscherregionen von zwei- bis zwanzig Jahrtausenden Menschheitsgeschichte durch die philologischen und historischen Bemühungen der letzten zwei Jahrhunderte freigeschmolzen wurden. Da ist kein Gesichtszug, der nicht schon gezeichnet, keine Geschichte, die nicht schon erzählt, kein Gedanke, der nicht schon gedacht worden wäre, und das nicht nur einmal, sondern hundert- und tausendfach. Wir leben heute in den Gängen einer babylonischen Bibliothek, die für jedes Gefühl seitenlange bibliographische Querverweise, für jeden Akkord dutzendfach Referenzaufnahmen, für jedes Bild ein Video-Endlosband, das über Wände voller Monitoren gesendet wird, für jede Idee ein Regal voller Entsprechungen und ein weiteres für die Antagonismen bereithält. Was wir denken könnten, ist schon längst gedacht, ehe wir zu denken gelernt haben, was wir sagen könnten, wäre nur noch langweilige Reprise vor gähnendem Publikum, wir selbst sind nur der Abklatsch einer Kopie einer Fälschung einer Abschrift vom verlorengegangenen Original. Die Informationsgesellschaft ist ein mehrfach potenziertes Traditionalismus, der hundertfach strenger über unsere Gedanken wacht als ein

vorderasiatischer Patriarch über seine Töchter, oder uns bedrängt wie jener Nachtmahr in Füsslis Gemälde, der grinsend auf den schlafenden Träumern hockt. Wir sind Epigonen in einer Welt, deren Fülle wir nicht überschauen, deren Gesetze wir weder verstehen noch beeinflussen können, deren Strukturen zu Stein erstarrt, deren Tore versperrt sind. Wir versuchen zu fliehen und kommen doch immer wieder dorthin zurück, wo wir am Anfang schon waren. Unsere Handlungen, unsere Worte, unsere Gedanken sind ritualisiert, schematisiert, normiert, denn alles wurde schon gesagt und getan, was zu sagen und zu tun sich lohnen würde. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind in der Tat die Helden eines Greenschen Romans, wir stehen unbeweglich, mit den Händen auf dem Rücken vor unseren Friedhöfen, wie Adrienne Mesurat, und wir kehren willenlos in unsere morbiden Geisterhäuser zurück, selbst wenn wir die Möglichkeit zur Flucht bekommen. Wir schneiden die Geranien am Samstag, nie am Freitag, wir machen unseren Spaziergang durch die Stadt immer um fünf Uhr nachmittags, nie um elf Uhr morgens.

Julien Green ist der Chronist einer eklektischen Welt, einer Welt, die trotz der Überfülle der Vorbilder den roten Faden der Inspiration verloren hat. Doch während er in seinen Romanen das klaustrophobische Lebensgefühl von Menschen gestaltet, die sich von Geburt an lebendig begraben sehen in einer Gesellschaft, deren Mechanismen so perfekt funktionieren, daß der Mensch darin gar nicht mehr nötig ist, sind die Tagebücher im Gegenteil ein grandioses Dokument der Befreiung; denn indem er den religiösen Standpunkt als Brechstange benutzt, um den Sargdeckel der Zeit aufzubrechen und den Miasmen in der Gruft des 20. Jahrhunderts zu entkommen, vermag er die gewaltige Stoffmasse einer zweitausendjährigen Zivilisation aus den wiederholten Schiffbrüchen seines Säkulums zu retten - und sogar mit Leben zu erfüllen. Zwei andere große Chronisten ihrer Zeit, Thomas Mann und Victor Klemperer, haben Ähnliches versucht, aber aus ihren Schiffbrüchen konnten sie - außer der nackten Existenz - kaum etwas retten; was sich in ihren Tagebüchern repräsentiert, ist das nationale Bürgertum des späten 19. Jahrhunderts, und das hatte dem Ansturm der Barbarei nichts entgegenzusetzen, weil es sich schon nach 1848 von seinen aufklärerischen Ursprüngen und seinem idealistischen Humanismus losgesagt hatte, und nun nichts weiter zu vertreten hatte als die veräußerlichten Werte des bürgerlichen Arbeitsethos', wie Pflichtgefühl, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Fleiß etc., überzuckert mit dem dürftigen Konzept einer bürgerlichen „Kulturnation“, das sich in der Praxis zum Bildungskanon eines Professor Unrath verflüchtigte. Julien Green, dieser große Schiffbrüchige der Zeit, ist dagegen der Robinson

Crusoe des 20. Jahrhunderts, der sich mit dem, was er aus den Schiffswracks unserer Untergänge rettet, die verlorene Welt neu errichtet - oder zumindest doch ein Denkmal dessen, was sie einmal gewesen sein mag. Und ein Denkmal dessen, was sie gesucht hat: die menschliche Seele. Das 20. Jahrhundert hat bei der Suche nach einer humanen Gesellschaft versagt, vollständig und kläglich. Vielleicht kann das 21. von Green lernen, daß eine Menschheit, die es aufgibt, ihre Seele zu suchen, alles verliert.

Dieses *Tagebuch* mag ziemlich düster wirken, aber das zu Ende gehende Jahrtausend hat nichts Erfreuliches an sich. Auf die Gefahr hin, immer und immer wieder dasselbe zu sagen, ich habe nur die Zukunft der gefährdeten Kinder und Jugendlichen im Kopf. Sexuell und geistig gefährdet. Dem zwanghaften Wahnsinn der Bevölkerungsstatistik steht die Geldbesessenheit gegenüber, und zwar auf allen Ebenen, in allen Bereichen. Was für eine Trostlosigkeit. Aber die Zukunft gehört keinem, und ich habe die feste Überzeugung, daß die Erde ein einzigartiger und geschützter Ort in der Welt ist; und nicht nur in unserer Welt, sondern in allen vorstellbaren Welten. (26. November 1992)

Oder auch so: „Alles ist verloren, aber alles ist gewonnen. Am äußersten Punkt der Verzweiflung beginnt die Hoffnung wieder, die bis zu den Sternen führt“ (31. Januar 1941).

Die Tagebücher wurden nach der im List Verlag, München und Leipzig, erschienenen deutschen Gesamtausgabe zitiert:

Bd. 1, 1926–1942. 1991.

Bd. 2, 1943–1954. 1992.

Bd. 3, 1955–1972. 1993.

Bd. 4, 1972–1981. 1994.

Bd. 5, 1981–1990. 1995.

Bd. 6, 1990–1996. 1999.

Ende einer Welt. Juni 1940. 1995.

Aus den Romanen wurde nach den bei Hanser/dtv, aus der Autobiographie nach der bei Herbig/dtv, aus den Dramen nach der bei Langen Müller erschienenen Übersetzungen zitiert.